1,60 DM / Band 174
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

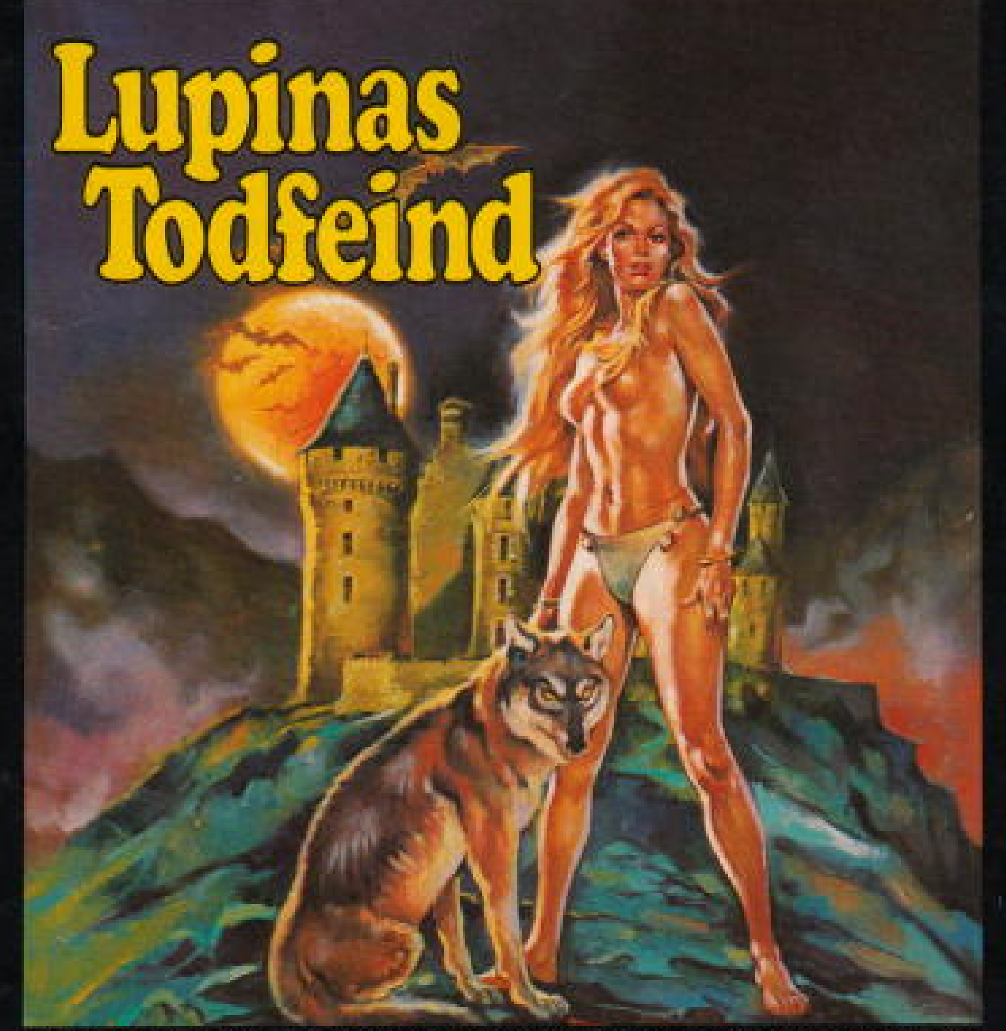
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 30 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 30 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,75 i.m. / Spanien P 70



Lupinas Todfeind

John Sinclair Nr. 174

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 03.11.1981

Titelbild von Sebastia Boada

Sinclair Crew

Lupinas Todfeind

Stocksteif lag Jane Collins am Boden. Ihre Hände hatte sie gegen das feuchte Gras gepreßt. Wenn sie den Blick senkte und an ihrem Mund vorbeischielte, sah sie die blanke Messerklinge, die dicht vor ihrer Kehle zitterte. Eine falsche Bewegung ihrerseits, und AI Astor würde zustoßen!

Der Mann hockte auf ihr. Er nagelte sie mit seinem Gewicht am Boden fest, so daß sich die Detektivin überhaupt nicht rühren konnte. In seinen Augen lag eine tödliche Entschlossenheit, denn Jane Collins und der Chinese Suko hatten ihn sowie die blonde Frau bei einem verdammt schmutzigen Rauschgiftgeschäft überrascht.

Dabei hatte alles relativ harmlos angefangen. Durch den Brief einer Internatsschülerin waren John Sinclair, Suko und Jane Collins auf die Schule in der kleinen französischen Stadt Graveline aufmerksam gemacht worden. Das Mädchen schrieb seiner Mutter etwas über Werwölfe und den Vollmond, den es mehr liebte als die Sonne.

Auch wurde der Name Lupina erwähnt. Und er war letzten Endes das Stichwort gewesen, das dazu führte, eine Reise zu unternehmen.

Einen Trip nach Frankreich.

Auf der Fähre Dover-Calais war es zu einem Zwischenfall gekommen. Im Unterdeck, wo die Autos abgestellt wurden, hatte John Sinclair zufällig die vier kleinen Wagen eines Wanderzirkusses entdeckt. Drei von ihnen waren jeweils mit zwei Wölfen besetzt, und das Gitter eines Wagens stand offen, so daß zwei Wölfe entwischen konnten. Sie fielen über eine Frau und ein Kind her, doch John Sinclair griff ein, tötete eine Bestie und rettete den beiden Menschen das Leben. Der Schuß rief auch die Teilhaberin des Zirkusses auf den Plan, eine Frau namens Silva. Sie ging mit den Wölfen um, als wären es kleine Hunde. Die Bestien gehorchten ihr aufs Wort. Da nichts weiter passiert war und die angegriffene Frau auf Sinclairs Anraten hin auch keine Anzeige erstattete, konnte die Frau mit ihren Wölfen und ihrem Teilhaber in Calais ungehindert von Bord gehen. Das tote Tier hatten sie mitgenommen.

Das Sinclair-Team hatte sich die Arbeit geteilt, während John Sinclair weiter nach Graveline fuhr, nahmen Jane Collins und Suko die Verfolgung des Wanderzirkusses auf. Es bestand nämlich der Verdacht, daß die Ereignisse in Graveline, von denen die Schülerin geschrieben hatte, mit denen auf der Fähre in einem Zusammenhang standen. Alles wies darauf hin, denn auch der kleine Wanderzirkus bewegte sich in Richtung Graveline, fuhr jedoch nicht bis zum Ort, sondern bog vorher ab, um den Weg zu einer Burg zu nehmen, die einen unbewohnten und auch ziemlich verfallenen Eindruck machte.

Im Innenhof der Burg war die Reise vorläufig zu Ende. Jane und Suko, die sich an die Wagen herangeschlichen hatten, konnten ein interessantes Gespräch belauschen und sahen mit eigenen Augen, wie Al Astor eine Tüte mit Rauschgift aus dem Fell des von John Sinclair getöteten Wolfes holte. Astor war also ein Rauschgifthändler. Aber welche Rolle spielte die blonde Frau.

Jane und Suko kamen nicht mehr dazu, sie zu fragen, denn die fünf restlichen Wölfe hatten den Weg in die Freiheit gefunden, weil die Käfige offen waren.

Vier griffen an. Einer hielt sich zurück. Vielleicht wären Suko und Jane mit den Tieren fertiggeworden, wenn nicht Al Astor eingegriffen hätte.

Gemeinsam mit einer vierbeinigen Bestie konnte er die Detektivin

überwältigen und sie mit dem Messer bedrohen. Da mußte auch Suko aufgeben. Er stellte sich den Fragen der Blonden, die zum Glück keinen Zusammenhang zwischen Suko und John Sinclair ahnte, so daß es dem Chinesen gelang, sie zu bluffen. Er gab sich als Rauschgifthändler aus, als ein Konkurrent von Al Astor.

Das nahm man ihm auch ab.

Dann bekamen sie Besuch. Ein Wagen der Marke Citroën rollte auf den Burghof, und zwei Männer stiegen aus.

Suko hatte beide noch nie gesehen.

Während Jane noch immer von Al Astor bedroht wurde, schaute sich der Chinese die Kerle an.

Einer war etwas untersetzt und trug auf der Oberlippe ein kleines Bärtchen. Sein Blick wieselte von einem zum anderen, und er sah aus, als hätte ihn die Szene völlig aus dem Konzept gebracht.

Der zweite Mann erinnerte Suko an einen Südländer. Dunkler Teint, Haare wie Kohle, ein zynisch verzogener Mund – und die Hand in Nähe der Waffe.

»Was ist hier los?« fragte der mit dem Schnäuzer. Er schaute die blonde Silva dabei an. Wahrscheinlich akzeptierte er sie als Chefin.

»Wir hatten eine kleine Auseinandersetzung, Roland.«

»Wieso?« Die Frage stellte der Schwarzhaarige.

»Halt dich daraus, Paretti.«

»Langsam, Foucert, es geht auch um mein Geld.«

»Ja, das weiß ich.« Roland Foucert, hauptberuflich Rektor eines Internats, schüttelte wütend den Kopf. »Es wird ja alles klargehen oder täusche ich mich da?«

»Du täuschst dich nicht«, erwiderte die Blonde.

»Prima, dann erzähl mal.«

»Der Chink und die Süße sind Konkurrenten von uns. Sie wollten uns den Stoff abnehmen.«

Foucert lachte. »Wirklich?«

»Sie sagen es.«

Da drehte sich der Mann um. Er schaute Suko an. Seine Nasenflügel blähten sich, die Mundwinkel bekamen einen Zug nach unten. »Wer bist du?«

»Ein Geschäftsmann.«

Foucert nickte. »Freut mich. Aber es freut mich weniger, daß du dich in meine Geschäfte mischst. Da werde ich dir gleich mal einen kleinen Denkzettel verpassen.« Er griff unter seine Jacke und holte einen Metallstab hervor, der an seinem Ende einen Gummigriff besaß. »Pro dummer Antwort einen Schlag«, sagte er, »wie gefällt dir das, du mieser, gelber Bastard?«

Suko hob die Schultern.

Noch im gleichen Augenblick kassierte er den ersten Treffer. Es war

kein harter Hieb, nur ein Streicheln, doch das hatte es in sich, denn der kurze Stock mit dem Gummigriff war elektrisch aufgeladen, und Suko spürte den Stromstoß bis in die Zehenspitzen.

»War es schön, Bastard?« zischte Foucert.

»Gar nicht. Behandeln Sie Ihre Schülerinnen auch immer so, Meister?«

»Wenn's sein muß.« Da bekam Suko den nächsten Hieb.

Hart preßte der Chinese die Lippen zusammen. Kein Wort drang aus seinem Mund.

»Und jetzt zu den Fragen, Gelber? Was hast du hier gewollt?«

»Den Stoff.«

»Wer gibt dir das Recht, ihn dir zu nehmen?«

»Ich selbst.«

»Das ist meine Domäne. Wie bist du überhaupt darauf gekommen, daß hier Stoff zu holen ist.«

»Ich habe es erfahren!« Im nächsten Augenblick krümmte Suko sich zusammen. Der Schlag hatte ihn gegen die Hüfte getroffen.

Diesmal mit stärkerer Dosis.

Foucert trat zu.

Der Schuh hätte Sukos Gesicht zerdrückt, doch da reagierte der Chinese. Mit einer Hand umfaßte er den Knöchel, eine blitzschnelle Drehung, und Foucert lag auf dem Boden. Er fiel mit dem Gesicht zuerst ins Gras. Seine Zähne hackten in den Boden.

Paretti reagierte sofort. Er war ein Meister im Ziehen der Waffe.

Plötzlich hielt er einen 45er Smith & Wesson in der Hand, schwenkte seinen Arm über die Kühlerschnauze und schoß.

Die Kugel riß Suko fast das linke Ohr weg. Mitten in der Bewegung erstarrte er.

»Die nächste bekommst du zwischen die Augen, Gelber!« warnte Paretti. Sein Französisch besaß einen harten rollenden Klang. Wahrscheinlich stammte der Mann aus Italien.

Suko hob die Arme. Sie schmerzten noch immer. »All right, Mann, aber du hättest es auch nicht gern, wenn man dich auf diese Art und Weise kitzelt.«

»Stimmt.« Paretti grinste.

Sein Partner stand inzwischen auf. Gebückt blieb er stehen und schüttelte den Kopf. Von der Seite her schielte er auf Suko. Seinen heimtückischen Schlagstock hielt er noch immer fest.

Und dann explodierte er. Aus dem Stand drosch er zu. Sein Arm wurde lang, Suko hätte ausweichen können, aber da war noch das Mündungsloch, aus dem jeden Augenblick die tödliche Kugel fahren konnte.

Er nahm den Schlag voll.

Suko spürte ihn dicht unter der Kinnspitze, dann schien sein Kopf in

tausend Stücke zu zerplatzen.
Wie ein gefällter Baum fiel er um.
»So«, sagte Roland Foucert nur, »das hätten wir!«
»Ist er tot?« Die Stimme der Blonden klang gelangweilt.
Der verbrecherische Schulleiter grinste. »Wenn er ein schwaches Herz hat, ja. Ansonsten wird er überleben.«
»Hoffentlich.«
»Wieso?«
»Weil ich ihn als Opfer ausersehen habe.«
Foucert kraulte seinen Nacken. »Opfer?«
»Ja, um Mitternacht beginnt das Fest. Wenn ihr etwas sehen wollt, dann bleibt ruhig.«
Foucert hob die Schultern. »Na ja, die Bullen sind weg, und dieser Knilch aus England wird sich allein vergnügen.«
Silvas Augen verengten sich. Jetzt glichen sie noch mehr denen von Raubtieren. »Was heißt hier Bullen und Knilch aus England?«
»Eine Schülerin ist umgebracht worden.« Foucert deutete auf die Wölfe. »Die Leiche sah aus, als wären deine Tierchen die Mörder. Aber das kann nicht angehen. Ich kann viel ertragen, aber das war zuviel. Wirklich.«
»Hat man denn den Täter?«
»Nein. Vielleicht ein Irrer.«
Da lachte Silva. »Das glaube ich nicht, aber mit den Wölfen, mein Lieber, liegst du gar nicht so verkehrt. Es ist wirklich alles ein tolles Zusammentreffen. Du als Dealer, der alte Familienfluch, das wird die Nacht der heulenden Wölfe.«
»Verstehe ich nicht.«
»Wirst du noch, mein Junge. Ganz sicher sogar. Aber da ist etwas anderes. Dieser Mann aus England, was hat es mit dem auf sich?«
»Irgendso ein Typ, der sich unser Internat anschauen will. Eigentlich harmlos.«
»Wie sieht er aus?«
»Ziemlich groß. Blonde Haare.«
»Und die Augen?«
»Grau bis blau. So genau habe ich ihn mir auch nicht angesehen.«
»Wie heißt er?« wollte Silva wissen.
»John Sinclair!«
»Verdammt, das ist er!« Die Blonde stampfte mit dem rechten Fuß hart auf. »Das ist der Typ von der Fähre. Hier braut sich etwas zusammen, Freunde. Es ist gut, daß ihr hier seid. Man kann keinem mehr trauen.«
»Rechnest du mit einer Gefahr?«
»Möglich.«
»Ich muß aus dem Spiel bleiben«, sagte Foucert, »denk an meine

Stellung.«
»Keine Angst, in der nächsten Nacht wird sich alles entscheiden, glaub mir.«
»Da bin ich gespannt. Und jetzt?«
»Gehen wir in die Burg.«
»Sollen wir den Chink mitnehmen?«
»Natürlich. Wozu haben wir denn unsere ausbruchsicheren Verliese auf der Burg?«
»Stimmt auch wieder.«
Silva drehte sich um. »Du, Al, kümmerst dich zuerst um unsere kleine Freundin. Dann kannst du mit Foucert und Paretti das Geschäft abwickeln.«
»Geht in Ordnung.«
Die beiden Dealer beschäftigten sich mit Suko. Damit hatten sie ihre liebe Mühe.
Es war ihnen fast unmöglich, den schweren Mann auf die Füße zu bekommen. Silva sah es, schüttelte den Kopf und schimpfte die Männer als Schwächlinge aus.
Paretti lief noch roter an. »Ich zeig dir gleich, Süße, wer hier ein Schwächling ist.«
»Mensch, halt die Schnauze!« zischte Foucert. »So schnell kannst du gar nicht sein, wie die Wölfe dich zerreißen.«
Da hielt der Kerl den Mund.
Silva half selbst mit. Zu dritt schafften sie es, Suko hochzubekommen. Mit viel Mühe und großer Kraftanwendung schleppten sie den Chinesen in die Burg.
Dort zeigte ihnen Silva den Weg zu den Verliesen.
Jane Collins hatte die letzten Minuten zwar bewegungslos am Boden liegend verbracht, aber trotzdem alles gehört. Für sie war es am schlimmsten, so hilflos zu sein, aber sie konnte nichts machen, Al Astor gab genau acht.
Janes Glieder waren eingeschlafen. Zuerst hatte sie noch das Kribbeln gefühlt, dann war auch das vorbeigegangen. Wie mit Blei gefüllt schienen ihre Adern zu sein.
»Hoch mit ihr!«
Silvas Stimme erklang. Die Blonde stand im breiten Eingangsportal und winkte.
Astor nickte. »Hast du nicht verstanden?« zischte er Jane zu. »Steh auf.«
»Ich kann nicht.«
Astor kicherte. Sein Gesicht nahm einen verschlagenen Ausdruck an. »Willst du mich hier reinlegen?«
»Nein, aber meine Beine sind eingeschlafen!«
Der Mann trat zurück. »Okay, mach deine Gymnastik. Ich warte so

lange, aber keine Tricks.«

Silva wollte wissen, was los war, und der Mann sagte es ihr.

»Aber nicht zu lange!« rief das Weib.

»Nein, nein.«

Janes Chancen standen zwar noch immer mies, aber besser als vor ein paar Minuten. Da waren es zwei gefährliche Männer mehr gewesen, die auf sie achteten.

Jetzt nur noch Al Astor, denn die Blonde war verschwunden. Und die Wölfe natürlich.

Sie durfte man auf keinen Fall unterschätzen. Auch wenn sie so scheinbar desinteressiert herumliefen, achteten sie doch auf jede Bewegung.

Jane sah zu, daß sie sich immer mehr dem Citroën näherte. Der Schlüssel steckte, den Wagen konnte sie fahren. Wenn sie erst hinter dem Lenkrad hockte und die Türen verriegelt hatte, waren die Chancen gestiegen.

Jane Collins war körperlich fit. Auch ihre eingeschlafenen Glieder bekam sie wieder schnell unter Kontrolle. Es kribbelte kaum noch, wenn sie sie bewegte, und das brauchte Al Astor nicht unbedingt zu wissen.

»Los, beeil dich!« fauchte er.

»Ja, ich…«

Astor schüttelte den Kopf. »Keine Ausreden mehr, sonst kitzle ich dich mit meinem Messer.«

Jane nickte. Dabei taumelte sie etwas zur Seite. Und zwar in die Richtung, wo auch der Citroën stand.

Al Astor wollte sich das Spiel nicht länger mit ansehen. Er lief auf die Detektivin zu und dachte, leichte Beute zu haben. Genau das wollte Jane.

Als der Kerl seinen rechten Arm hob, da reagierte Jane wie eine vorschnellende Klapperschlange…

***

Ich lag in einem gläsernen Sarg!

Ja, Freunde, es war kein makabrer Witz, sondern eine verdammte Tatsache. Meine Gegner hatten mich in einen luftdicht verschlossenen Sarg gesteckt und ihn in das gefüllte Becken eines Swimming-pools geworfen.

Ich vernahm kein Klatschen, kein Gluckern. Der Sarg trudelte in einer absoluten Stille dem Grund des Pools entgegen.

Sacht, beinahe schwebend kam er auf. Das Fußteil berührte zuerst den Boden, dann stand der Sarg mit seiner gesamten Länge schließlich auf Grund.

Ich hatte die Augen aufgerissen und schaute durch den gläsernen

Deckel nach oben.

Da war eine türkisfarbene wogende Fläche, in der sich kleine Schaumstreifen zu Blasen auflösten, die wiederum der Oberfläche entgegenperlten und dort zerplatzten.

Meine Gegner sah ich nicht mehr. Sie standen wahrscheinlich am Beckenrand und schauten mir zu, wie ich bewegungslos in der engen Totenkiste lag und mich nicht rühren konnte.

Wie lange hielt die Luft?

Würde sie tatsächlich für die Zeit reichen, die ich in diesem Sarg verbringen mußte. Daß man mich hier nicht umkommenlassen wollte, hatte ich gehört. Man würde mich zu einem anderen Platz schaffen, wenn die Dunkelheit eingebrochen war. Um mich so lange aus dem Weg zu haben, hatte man mich in diesen Sarg gesteckt.

Ein Gefängnis, das mir überhaupt nicht gefiel, auch wenn es nicht stockfinster war, wie in den anderen Särgen, in denen ich schon gelegen hatte.

Zudem hatte ich Angst, daß die Gummifüllung zwischen den beiden Teilen doch nicht so dicht war und Wasser eindringen konnte. Dann würde ich elendig ertrinken.

Ich atmete nur sehr flach. Dabei trachtete ich danach, so wenig Sauerstoff wie möglich zu verbrauchen.

Zwangsläufig beschäftigten sich meine Gedanken auch mit den zurückliegenden Ereignissen. Mrs. Rutland hatte mir den Brief ihrer Tochter gezeigt, in dem der Name Lupina aufgetaucht war. Daraufhin hatte ich sofort reagiert und war losgebraust.

Es war auf der Fähre zur Konfrontation mit den Wölfen gekommen, und ich hatte die blonde Silva kennengelernt. Jane und Suko setzten sich in Calais auf die Spur dieser Frau, der ich nicht über den Weg traute. Ich war weiter nach Graveline gefahren, wo auch das Internat lag, in dem Sue Rutland, die Briefschreiberin, ihre Ausbildung genoß. Dort war ich von dem Rektor, einem Mann namens Roland Foucert, empfangen worden. Bevor wir richtig miteinander reden konnten, wurde die Meldung überbracht, daß man die schlimm zugerichtete Leiche eines jungen Mädchens gefunden hatte.

Mit Foucert fuhr ich zum Fundort.

Die Tote war Sue Rutland.

Das hatte mir einen Schock versetzt und mir gleichzeitig bewiesen, daß es höchste Eisenbahn war, den finsteren Gestalten das Handwerk zu legen.

Leider hatte ich noch keinen Anhaltspunkt. Während Foucert seine Schülerinnen zusammentrommelte und alle von der Polizei verhört wurden, untersuchte ich das Internat. Ich gelangte auch in den Keller, wo ich den Toten in einer Waschmaschine fand. Dann machte ich die Bekanntschaft der schwarzhaarigen Jovanka, einem sehr rätselhaften

Mädchen, das mutterseelenallein im Pool seine Bahnen schwamm. Auf meine Fragen gab sie patzige Antworten, bis ich die Geduld verlor und sie mit dem Toten konfrontierte.

Da gab sie den Mord zu, und mir wurde klar, daß ich einer potentiellen Gegnerin gegenüberstand.

Und auch ihr Bruder kam. Ein Mann, der in der Schule unter dem Namen Marcel Vendri als Lehrer arbeitete, in Wirklichkeit jedoch Vasely mit Nachnamen hieß, wie auch die schöne Jovanka. Und ich traf Lupina, die Königin der Wölfe. Den dreien gelang es, mich zu überwältigen und in den gläsernen Sarg zu legen. Zuvor hatte ich jedoch erfahren, daß auf einer Burg in der Nähe ein großes Treffen stattfinden sollte. Die Vaselys, lange getrennt, hatten wieder zueinander gefunden. Und Lupina sollte die Anführerin der Sippe werden. Man erwartete auch noch eine dritte Person. Die hatte ich bereits kennengelernt. Es war die Blonde von der Fähre, die mit ihren Wölfen durch die Lande zog und von denen ich einen getötet hatte.

Man hatte mir meine Beretta weggenommen. Geblieben war das geweihte Kreuz, der Dolch und auch die magische Kreide, die ich sicherheitshalber eingesteckt hatte.

Wie es aussah, würde ich in der nächsten Zeit wohl kaum dazu kommen, die Waffen einzusetzen. Als ich an das Kreuz dachte, kam mir eine Idee.

Ich zog es unter dem Hemd hervor und legte es offen auf meine Brust. Jetzt würden sich einige Leute wundern, wenn sie mich aus dem Sarg holten.

Das Glas beschlug. Kleine Tröpfchen bildeten sich besonders dort, wo mein Atem am meisten hintraf. Auch das Wasser hatte sich wieder beruhigt, der Sarg schaukelte ebenfalls nicht mehr. Er stand still auf dem Grund.

Es war wiederum einige Zeit vergangen, als ich schemenhaft über mir eine Bewegung wahrnahm.

Kamen sie jetzt zurück?

Dann klatschte etwas ins Wasser. Das Klatschen hörte ich zwar nicht, aber ich bekam mit, wie das Wasser aufgewühlt wurde, wie Wellen entstanden, und auch mein Sarg schwankte ein wenig.

Etwas Längliches, Dunkles sackte langsam in die Tiefe und näherte sich dem Grund.

Nicht nur ihm, sondern auch meinem Sarg. Es sah ganz so aus, als würde der Gegenstand auf den Deckel fallen.

Gegenstand?

Nein, ein Gegenstand war es nicht, sondern ein Mensch. Er sah aus wie eine Puppe, und als er sich jetzt unter Wasser aus irgendeinem Grund drehte, schaute ich direkt in das Gesicht.

Ich hatte es bereits einmal gesehen. Hinter dem Sichtfenster der

Waschmaschine hatte es mich angeschaut.
Der Schreck fuhr mir in die Glieder. Es war wirklich keine Freude, mit so etwas konfrontiert zu werden. Ein makabrer Anblick, der mir nicht erspart blieb und mich an mein eigenes Schicksal erinnerte.
Würde es mir auch bald so ergehen?
Die Leiche trudelte weiter. Arme und Beine seltsam verrenkt und verdreht, Augen weit aufgerissen, und auch der Hals saß nicht mehr so wie er sollte.
Man hatte dem Mann das Genick gebrochen!
Ich merkte, wie sich ein dicker Kloß in meinem Magen bildete.
Vielleicht gibt es Menschen, die sehr abgebrüht sind und denen so ein Anblick nichts ausmachte. Ich auf jeden Fall war es nicht. Mir ging dieses Bild durch und durch.
Im Zeitlupentempo wurde der Tote nach unten gedrückt und berührte jetzt den Sarg. Quer fiel die Leiche darüber. Wenn ich nach, links schielte, sah ich die herabhängenden Arme. Da sich das Wasser noch nicht beruhigt hatte, klatschten die bläulich schimmernden Hände im unregelmäßigem Rhythmus gegen die gläserne Wand. Dann bekam der Tote aus irgendeinem Grund das Übergewicht und rutschte mit dem Kopf zuerst außen an der Sargwand entlang.
Die Arme knickten weg, als sie den Boden berührten. Ein letztes Mal sah ich das entstellte Gesicht, in dem noch das Entsetzen und die Angst zu lesen waren, die dieser Mensch in den letzten Sekunden seines Lebens empfunden haben mußte.
Dann blieb die Leiche neben dem Sarg auf dem Boden liegen.
Allerdings nur für einen kurzen Augenblick. Der Auftrieb des Wassers brachte sie langsam wieder in die Höhe.
Meine Gegner waren wirklich Ausgeburten der Hölle. Sie hatten ihr wahres Gesicht gezeigt und brachen alle Brücken hinter sich ab.
Das Erscheinen der Leiche hatte mich für einige Zeit von meinen eigenen Problemen abgelenkt. Um so deutlicher wurde ich wieder daran erinnert.
Der Luftvorrat neigte sich langsam aber sicher dem Ende entgegen. Noch konnte ich atmen, aber ich hatte längst gemerkt, daß der Sauerstoffgehalt reduziert worden war. Ich mußte immer tiefer einatmen, um meine Lungenflügel zu bewegen.
So kam auch die Angst.
Es war das gleiche Gefühl, das sich eingestellt hatte, als man mich bei lebendigem Leibe begrub.[1]
Ich befahl mir selbst, die Ruhe zu bewahren. Nur nichts überstürzen, nur keine zu große Panik, das hatte alles keinen Zweck.
Wenn ich jetzt durchdrehte, half mir das überhaupt nichts.
Deshalb blieb ich steif liegen. In diesem gläsernen Sarg kam ich mir vor wie in einer Sauna. Ich war am gesamten Körper schweißnaß. Die

Kleidung klebte auf meiner Haut.
Es war der Angstschweiß.
Je mehr Zeit verging, um so unruhiger wurde ich innerlich. Schon bald kostete es mich eine fast übermenschliche Anstrengung, ruhig liegenzubleiben. Am liebsten hätte ich gegen die Innenwände getrommelt und geschrien.
Das half nichts. Durch solche Reaktionen brachte ich mich nur noch mehr in Gefahr. Denn dann würde ich schneller sterben.
Der Tote stieg weiter der Oberfläche entgegen. Er schwebte bereits über dem Sarg. Die dicken Scheiben verzerrten sein Bild zu einem grotesken Schatten.
Für mich wurde es schlimm.
Es ist ein Irrtum zu glauben, daß es am schlimmsten ist, wenn einem zwei oder drei Zombies gegenüberstehen. Das ist zwar auch arg, aber da kann man sich noch wehren. Dieser Horror hier war wie ein schleichendes Gift, das langsam herannahte und immer stärker wurde, bis es zu einer regelrechten Explosion kam.
Ich atmete jetzt schwer und keuchend. Auch mein Gedächtnis wollte nicht mehr so recht funktionieren. Noch einmal rief ich mir die Szene zurück.
Hatten Lupina und ihre Komplizen nun geblufft, als sie über die nächste Nacht sprachen, in der sie mich töten wollten, oder wollten sie mich als Toten dorthin schleppen?
Diese Frage wurde für mich zu einer quälenden Folter. In meiner Verzweiflung zog ich sogar die Beine an so weit es ging und stemmte die Knie gegen die Unterseite des Sargdeckels. Vielleicht bekam ich den verdammten Deckel los.
Es war ein reiner Wunschtraum. Das Wasser über mir übte einen viel zu starken Druck aus. Hinzu kam noch die Gummileiste, die die beiden Sarghälften festhielt.
Das hätte selbst Hercules nicht geschafft.
Erschöpft blieb ich auf dem Rücken liegen. Weit hatte ich den Mund aufgerissen. Dabei kam ich mir vor wie ein Fisch, den man aus seinem Element genommen und aufs Trockene geworfen hatte.
Luft! Himmel, wann bekam ich denn endlich wieder Luft!
Die Chance wurde geringer. Ich mußte mich mit meinem Schicksal abfinden. Es lag in den Händen meiner Feindin Lupina. Von allein konnte ich nichts machen…

***

Marcel Vasely hatte die Leiche in den Pool geworfen. Er und seine Schwester sahen zu, wie sie langsam versank. Dann machten sie kehrt und verließen den Raum.
»Und dieser Sinclair?« fragte Jovanka.

Ihr Bruder hob die Schultern. »Das soll Lupina entscheiden. Meinetwegen kann er verrecken.«

Die letzten Worte hatte auch Lupina gehört, denn sie wartete draußen im Gang. Sie lachte. »Ja, ihr habt recht, auch ich sehe ihn lieber tot als lebendig.«

»Dann lassen wir ihn im Sarg.«

»Nein.«

»Und warum nicht?« fragte Marcel.

»Das versteht ihr nicht«, antwortete Lupina. Ein Schleier schien sich für einen kurzen Augenblick über ihre ansonsten kalten Raubtieraugen zu legen. »Mit Sinclair und mir ist das eine Sache für sich. Er war selbst einmal ein Werwolf.«

»Was?« fragten die beiden wie aus einem Mund.

»Ja, Marvin Mondo, der Monstermacher, hat ihm ein Serum gegeben. Sinclair wurde zu einem Wolf. Er traf mich, und er hat sich sogar in mich verliebt.« Sie lachte. »Wenn ich daran denke, daß er dann noch um mich gekämpft hat. Wirklich, denn ich hatte Bedingungen gestellt. Wenn er mich endgültig besitzen wollte, dann mußte er zuvor einige Konkurrenten aus dem Weg räumen. Er hat es geschafft. Er hat sie alle in die Flucht geschlagen.«[2]

»Und dann?« fragte Jovanka flüsternd.

»Kamen seine Freunde. Sie haben ihn mir genommen. Ich mußte fliehen, denn Sinclairs Freunde waren gut bewaffnet. Sie besaßen mit geweihten Silberkugeln geladene Waffen, und einer brachte Sinclairs Kreuz mit: Dagegen kommen wir nicht an. Ich floh und wurde von Dr. Tod in seine Mordliga aufgenommen.«

»Sinclairs Pistole haben wir jetzt«, sagte Marcel und lachte.

Lupina warf ihm einen kalten Blick zu. »Laß dir nie einfallen, die Mündung auf mich zu richten!« warnte sie.

»Nein, nein, willst du die Waffe haben?«

»Behalte sie nur!«

»Und warum soll dieser Mann noch länger leben?« wollte Jovanka wissen.

»Das ist aus dem besonderen Verhältnis zwischen uns beiden heraus zu erklären. Ich will ihn leiden sehen, denn er hat mir die schlimmste Schmach angetan, die es gibt. Deshalb soll Sinclair alle Höllen durchleben, und dann werden wir ihm den Todesstoß versetzen. Er wird unser Treffen mit ansehen können und erkennen, wie stark die Werwölfe sein können.«

»Da bin ich nur gespannt, was Silva dazu sagt«, meinte Marcel Vasely.

»Silva hat sich unterzuordnen!«

»Kennst du sie?« fragte der angebliche Lehrer.

»Nein.«

»Dann laß dir gesagt sein, daß sie ihren eigenen Kopf hat. Sie läßt sich nichts sagen, das hat auch unsere Familie spüren müssen. Glaub mir.«

»Ich bin die Königin der Wölfe!« rief Lupina. »Und mir allein hat sie zu gehorchen.«

»Wir werden sehen.«

Jovanka hatte sich von den beiden getrennt. Sie war zur Treppe gelaufen. Dort achtete sie darauf, daß die drei im Keller nicht gestört wurden.

Nach einer Weile kam sie zurück. »Was ist los?« fragte Marcel.

»Die Polizisten sind weggefahren.«

»Das ist gut.«

»Man wird dich vermißt haben, Bruder.« Marcel winkte ab. »Was spielt das noch für eine Rolle, bei dem, was auf dem Spiel steht?«

»Ist die Schule jetzt leer?« wollte Lupina wissen.

»Nur noch die Schülerinnen.«

Die Augen der Wölfin leuchteten auf. »Also wären die Mädchen Opfer für uns.«

»Wenn man es so sieht, ja«, gab ihr Marcel recht.

»Hast du dir schon welche geholt?«

Der Werwolf lachte. »Nicht hier«, sagte er leise. »Es war mir zu gefährlich, ich wollte erst die Zeit abwarten. Ich bin weggefahren, habe in anderen Teilen des Landes getötet.«

»Und dieses Mädchen, das gefunden wurde?«

»Die Kleine geht tatsächlich auf mein Konto. Sie hatte sich unsterblich in mich verliebt. Ich brachte sie sogar so weit, daß sie den Mond anbetete. Dann kam Jovanka. Sie wurde schrecklich eifersüchtig, denn sie dachte, daß Jovanka meine Geliebte wäre und wollte sie umbringen. Wir kamen ihr zuvor.«

»Dummes Weib!«

Marcel nickte.

»Allerdings wird sich nun die Polizei auf unsere Spur setzen«, meinte Jovanka. »Auch die Einwohner von Graveline sind aufgescheucht worden. Sie haben unsere Großmutter getötet, aber sie wußten, daß noch mehr Wölfe existieren. Sie werden sich zusammenrotten und uns jagen.«

»Bis dahin ist alles vorbei«, erklärte Lupina. »Nein, Freunde, Angst brauchen wir nicht zu haben.«

Die Worte hatten die Geschwister beruhigt. Alle drei blieben weiterhin im Keller.

Schließlich sagte Lupina: »Es ist Zeit, wir wollen sehen, was John Sinclair macht.« Dabei lachte sie, und die Geschwister stimmten mit ein.

»Meinetwegen kann er erstickt sein«, flüsterte Marcel, allerdings so

leise, daß Lupina ihn nicht verstand.

***

Mit zehn Fingern hielt Jane Collins das Messergelenk dieses Al Astor umklammert. Sie wuchtete den Arm hoch und dann zur Seite.

Gleichzeitig hob sie ihr rechtes Knie an, wobei sie den Arm des Mannes auf die Kniescheibe drosch.

Astors Gesicht verzerrte sich zu einer wilden Grimasse. Er stieß einen schrecklichen Schrei aus. Tränen schossen aus seinen Augen, das Messer rutschte ihm aus der Hand und blieb am Boden liegen.

Mit einem Tritt beförderte Jane den Mann zur Seite, bevor sie sich bückte und die Klinge aufhob.

Ihre Astra hatte sie nicht greifbar. Die steckte in der Handtasche, und diese wiederum lag im Wagen.

Blieb nur das Messer.

Silva war noch nicht in der Burg verschwunden. Allerdings stand sie zu weit entfernt, um selbst eingreifen zu können. Dafür waren die Wölfe in der Nähe.

Die schickte sie in den Kampf, und jetzt nahm sie auch keinerlei Rücksicht mehr.

Den schrillen Pfiff hörte auch Jane. Sie kümmerte sich nicht mehr um Astor, der bis an den Wohnwagen getaumelt war, dort gebückt stand und sich sein Handgelenk hielt. Er wimmerte. Mitleid kannte Jane nicht. Dieser Mann hätte sie eiskalt getötet.

Zehn Schritte bis zum Citroën CX.

Und dazwischen der erste Wolf. Eine graue widerliche Bestie, die mit gewaltigen Sätzen anstürmte und Jane Collins an die Kehle springen wollte.

Die Detektivin schleuderte das Messer. Es war eine reine Reflexbewegung. Ihr Körper spannte sich dabei wie eine Sehne und sackte dann zusammen.

Der flirrende Stahl traf.

Schräg hieb er in die Schnauze des Tieres und stoppte dessen Sprunglauf. Der Wolf fiel um, als hätte man ihm die Beine weggerissen. Er wand sich am Boden. Sein Maul war eine blutige Masse.

Auch Jane war entsetzt über diesen Anblick, aber sie mußte sich jetzt zusammenreißen, sonst war ihr Schicksal besiegelt. Sie besaß sogar noch die Nerven, auf den Wolf zuzuspringen und das Messer aus dem Maul zu reißen.

Von der Klinge tropfte das Blut zu Boden. Jane sprang über das sterbende Tier und hetzte weiter auf den Wagen der beiden Gangster zu.

Der nächste Wolf setzte mit einem gewaltigen Satz über die

Kühlerhaube des Citroën. Jane sah ein, daß sie nicht mehr rechtzeitig genug den Wagen erreichen würde und mußte sich stellen. Gleichzeitig näherten sich zwei andere Bestien ihrem Rücken.

Es war keine Sekunde mehr zu verlieren. Die Detektivin wuchs über sich selbst hinaus und wurde zu einer Kampfmaschine. Der anspringende Wolf hatte sich verrechnet. Er schaffte es nicht ganz und klatschte auf die Motorhaube, wobei er vom eigenen Schwung getragen noch ein Stück weiterrutschte.

Genau in die Klinge hinein!

Jane hatte ihren rechten Arm ausgestreckt. Das Messer traf die Bestie zwischen Hals und Brust. Sie hatte den Nacken aufgerissen, die Zunge schlug aus dem Maul und schleckte über den Lack.

Gleichzeitig sprudelte Blut aus der Wunde. Wie eine Farbe bedeckte es Janes Hand.

Die Detektivin schrie unter einem Schock stehend. Sie warf sich herum, als der Wolf von der Kühlerhaube rutschte.

Zum Glück war die Wagentür nicht abgeschlossen. Jane riß sie auf. Genau in dem Augenblick, als die beiden anderen Wölfe heran waren. Auch der letzte näherte sich jetzt mit Riesensätzen. Er war noch weiter entfernt.

Einer der gemeinsam laufenden Wölfe hatte sich abgestoßen. Er sprang ziemlich flach über den Boden. Deshalb donnerte er auch voll gegen die Tür, die Jane noch nicht zugezogen hatte.

Das Gewicht des Wolfes schlug sie ins Schloß. Jane lag auf dem Sitz. Sie hatte die Beine gerade noch im rechten Moment angezogen, und sie sah, wie die Tür nach innen eingedrückt wurde. Das dünne Blech hielt nicht viel aus.

Der Wolf war angeschlagen. Er lag auf dem Boden, wühlte die Erde auf und heulte.

Der Zündschlüssel steckte.

Fieberhaft drehte Jane ihn herum.

Der Motor stotterte.

Ein Schlag traf den Wagen am Heck. Wieder war einer der Wölfe gegen das Fahrzeug gesprungen. Der Citroën wurde regelrecht durchgeschüttelt.

Drei Bestien wollten noch immer Janes Leben. Und auch die Blonde stand nicht mehr oben am Eingang zur Burg. Sie hatte sich ebenfalls in Bewegung gesetzt.

Die Tiere sprangen gegen den Wagen. Jane hatte Angst, daß die Scheiben nicht halten würden, denn hinter den Fenstern erkannte sie die weit aufgerissenen Rachen, die spitzen Zähne und die langen Zungen, die über das Glas leckten.

Endlich sprang der Wagen an. Jane Collins fiel ein Stein vom Herzen. Bisher hatte die Blonde auch nicht ihre Kumpane geholt, die mit Suko

in der Tiefe der Burg verschwunden waren. Diesen Vorteil wollte Jane ausnutzen.

Wie ein Esel bockte der kleine Wagen, als er sich in Bewegung setzte. Zwei Wölfe wurden abgeschüttelt. Sie nahmen allerdings sofort wieder die Verfolgung auf und rannten neben dem Fahrzeug her.

Jane mußte einen Bogen fahren, weil ein Mercedes und ein Wohnwagen den Weg versperrten.

Dadurch verlor sie ein paar kostbare Sekunden. Und plötzlich sah sie links von sich eine Gestalt. Mit langen Schritten hetzte sie heran.

Und sie war verdammt schnell. Das blonde Haar flog wie eine Fahne um ihren Kopf, das Gesicht war eine verbissene Grimasse.

Silva wollte nicht aufgeben.

Jane gab Gas. Dabei schaltete sie, knüppelte den Wagen hoch und spornte ihn zu ungeahnten Leistungen an. Die Reifen schleuderten Dreck und Steine hoch, das Fahrzeug selbst schaukelte, als es über Bodenwellen und Steine fuhr, und der Abstand zu Silva vergrößerte sich.

Die Blonde griff zu einer anderen Taktik. Im schrägen Winkel lief sie auf die Ausfahrt des Schloßhofes zu, begleitet von drei huschenden Schatten.

Diesmal war sie schneller als Jane. Der Detektivin würde es nicht gelingen, vor ihr und den Wölfen die Ausfahrt zu erreichen.

Geduckt hockte sie hinter dem Lenkrad. Sie hatte die Zähne zusammengebissen.

»Geh weg!« knirschte sie. »Verdammt, lauf doch weg!«

Natürlich hörte Silva sie nicht, und Jane dachte nicht daran, auszuweichen.

Hier ging es um ihr Leben.

Das Gesicht der Frau wurde zu einer Maske. Noch zwanzig Schritte höchstens, dann war der Weg frei, vorausgesetzt, die Blonde sprang zur Seite.

Nein, sie blieb.

Und mit ihr die Tiere.

Die schickte sie sogar noch vor. Jane sah, wie Silva ihren Mund öffnete, sie konnte nicht hören, was die Blonde sagte, das Geräusch des Motors war zu laut, dafür jedoch sah sie die Reaktion der grauen Bestien.

Die drei stießen sich ab.

Jane Collins schrie. Sie konnte einfach nicht den Mund halten. Die Körper würden frontal gegen die Karosserie klatschen und sie durch den Aufprall zerbeulen. Es war die große Frage, ob Jane noch weiterkam. Das interessierte sie im Augenblick nicht, sie reagierte, und sie tat haargenau das richtige.

Eine Drehung am Lenkrad. Der Wagen vollführte einen Schlenker

nach rechts. Zwei Wölfe verschwanden aus ihrem unmittelbaren Sichtfeld, nur der dritte klatschte noch gegen den Citroën.

Er hieb vor den Kotflügel.

Das Fahrzeug bekam einen harten Schlag ab. Fast verlor Jane die Gewalt, und sie wußte selbst nicht, wie sie es schließlich schaffte, das Lenkrad, das ihr beinahe aus den Fingern geprellt wurde, herumzureißen und fast wieder die ursprüngliche Fahrtrichtung einzunehmen. Von der Seite her fuhr sie auf den rettenden Ausgang zu. Aus den Augenwinkeln erkannte sie noch die Blonde und sah deren drohende Gebärde. Dann war sie draußen.

Der Weg führte von dem Hügel hinab in die Ebene hinein. Jane sah auch schon die kleine Baumgruppe, wo sie ihren Leihwagen, den R 4, stehengelassen hatten.

Sie gab Gas.

Der Citroën wühlte mit seinen Reifen den Boden auf. Manchmal schlingerte er, doch Jane bekam ihn immer wieder unter Kontrolle.

Sie mußte weiter, Hilfe holen, nur weg.

Am besten war es, wenn sie zur Schule fuhr. Dort fand sie sicherlich auch John Sinclair.

Da fiel ihr ein, daß dieser Foucert ja der Rektor des Internats war.

Er steckte selbst bis zu beiden Ohren in dem Fall. Nein, die Schule würde Jane kaum weiterhelfen können. Unter Umständen hatte John sie auch verlassen und war nach Graveline gefahren.

Der Name des Ortes hatte sich bei Jane so eingeprägt, daß sie sich entschloß, das Dorf anzusteuern.

Sie schaute in Rück- und Innenspiegel.

Niemand verfolgte sie.

Kein Wolf hatte sich auf ihre Fährte gesetzt, und auch von der Blonden war nichts zu sehen. Trotzdem glaubte die Detektivin, daß Silva die Verfolgung noch nicht aufgegeben hatte. Sie würde die beiden Männer mobil machen, und mit Foucert sowie Paretti besaß sie eine nicht zu unterschätzende Schutzmacht. Wie weit Al Astor noch einsatzfähig war, wußte Jane nicht.

Unangefochten passierte sie auch die kleine Baumgruppe. Erst jetzt atmete sie auf.

Gleichzeitig kam die Reaktion auf die vergangenen schrecklichen Minuten. Sie fing an zu zittern und mußte so stark mit der Geschwindigkeit herunter, daß sie nur noch im Schrittempo weiterfahren konnte.

Die Burg hinter ihr wurde kleiner. Jane wußte genau, daß sie dorthin zurückkehren würde, denn ihr war die Flucht zwar gelungen, doch Suko befand sich noch in den Klauen dieser dämonischen Verbrecher…

***

Ich lebte noch!

Allerdings mehr schlecht, als recht. Mir ging es wirklich hundeelend. Von Sekunde zu Sekunde wurde der Luftmangel schlimmer, ich trampelte mit den Füßen, schlug die Hände auf den Boden, drückte die Hacken gegen das Fußteil des Sargs und bog meinen Körper dabei wie eine Sehne durch.

Jede Faser meines Körpers schrie nach Sauerstoff, aber da war so gut wie nichts mehr. Ich hatte die Luft in meinem engen Gefängnis verbraucht.

Schon längst konnte ich nicht mehr klar sehen. Da verschwamm der Sarg mit dem Wasser des Pools zu einer türkisfarbenen Masse, in der hin und wieder rote Kreise auftauchten, um wie feurige Bälle zu zerplatzen.

Mein Gott, warum holte mich denn niemand hier raus? Warum nicht! Ich hätte alles getan – alles…

War ich es, der durch die Verzweiflung den Sarg bewegte, oder wurde er tatsächlich angehoben?

Nein, ich war es nicht.

Jemand schob den Sarg. Man kippte ihn sogar. Ich fiel gegen die Seitenwand, stieß mir die Nase, sah flatterhaft die Umrisse einer Gestalt, die sich jedoch in einer grellen Explosion auflöste, und mich in ein tiefes Dunkel riß.

Nichts nahm ich mehr wahr.

Ich bekam nicht mit, wie Marcel und Jovanka den Sarg aus dem Becken zogen und den Deckel abhoben.

»Der ist hin!« stellte Marcel fest.

Lupina stieß ein Knurren aus. »Hoffentlich nicht«, flüsterte sie.

»Ich hätte ihm mehr zugetraut.«

Sie schauten in den Sarg. Marcel Vasely bückte sich und tastete nach meinem Gesicht.

Davon wurde ich wach.

Ich merkte die Berührung an der Wange und am Hals, schlug die Augen auf und konnte atmen.

Herr im Himmel, ich bekam Luft!

»Da, er lebt ja doch!« Die Stimme drang so leise an meine Ohren, als würde die Sprecherin in einem anderen Zimmer stehen.

Ich atmete.

Nein, es war mehr ein Keuchen, ein gieriges Schnappen nach Luft, ein verzweifeltes Suchen nach Sauerstoff. Ich hatte auf der Seite gelegen, wälzte mich herum und hörte einen wütenden Schrei.

»Verflucht, er hat das Kreuz!«

Erst jetzt fiel mir auf, daß das Kreuz noch vor meiner Brust hing.

Unwillkürlich hob ich die Hände und umfaßte das silberne Kruzifix.

Es gab mir die notwendige Kraft, irgendwie kam es mir vor wie ein

Rettungsanker.
Ich öffnete die Augen weit.
Sie umstanden den Sarg. Marcel, Lupina und Jovanka. Kalte Augen schauten auf mich nieder. Die Blicke waren wie Dolchspitzen, nur töteten sie nicht.
Noch immer hatte ich Schwierigkeiten mit der Atmung, doch von Sekunde zu Sekunde ging es besser. Das Luftholen normalisierte sich wieder, und auch der Schwindel ließ nach.
Ich setzte mich hin.
»Weiter nicht!« hörte ich Lupinas Befehl.
Die Antwort blieb mir im Hals stecken, denn den plötzlichen Schwindel konnte ich kaum ausgleichen. Fast wäre ich noch umgekippt. Mit der rechten Hand umklammerte ich den Sargrand und hielt mich so fest.
Mein Blick blieb an Lupina haften. »Soll ich dir das Kreuz gegen deinen Schädel schleudern?« fragte ich lauernd.
»Das wagst du nicht.«
»Wirklich nicht?« Ich wollte mich nicht mehr fertigmachen lassen.
Die Zeit im Sarg hatte gereicht. Dieses verdammte Spiel war ich einfach leid.
Die Hände legte ich hinter den Nacken, um die schmale Kette zu finden, an der das Kreuz hing. Wenn ich es einmal über den Kopf gezogen hatte, würde es Lupina verdammt schwer haben, der Wirkung zu entgehen.
Die Königin der Wölfe war schlauer als ich gedacht hatte. Sie gab Marcel einen knappen Befehl.
Der reagierte sofort.
Bevor ich mich versah, zog er eine Pistole. Es war meine Beretta, die plötzlich in seiner Hand lag. Ich schaute in die Mündung, in die ich schon so oft andere hatte blicken lassen und wußte, daß diese Runde wieder an die Gegenpartei ging.
»Willst du es noch immer versuchen?« höhnte Lupina.
Ich schwieg.
»Na los!« hetzte sie. »Versuch es nur. Dann kann ich wenigstens sehen, wie dein verdammter Schädel unter den Einschlägen der Silberkugeln zerplatzt. Sonst hast du doch immer nur andere getötet. Diesmal wirst du selbst dran sein.«
»Darauf verzichte ich.«
»Das hatte ich mir gedacht. Und verzichtest du auch auf das Kreuz, John Sinclair?«
»Soll ich dir wirklich eine Antwort geben?«
»Ja.«
»Auf das Kreuz werde ich nicht verzichten.«
Sie lachte. »Dann muß mein lieber Freund Marcel leider schießen,

John Sinclair!«

Ja, damit hatte ich gerechnet. Alles lief darauf hinaus. Sie hatten meine Beretta, jetzt wollten sie auch das Kreuz. Was blieb mir dann noch?

Der Dolch und die magische Kreide.

»Weg damit!« fauchte Lupina.

»Ja, ja, immer langsam.« Es blieb mir nichts anderes übrig, als die Kette über den Kopf zu streifen. Sie strich dabei durch meine Haare und stellte die kleinen im Nacken aufrecht.

Schließlich hielt ich es in der Hand.

»Wirf es in den Pool!« befahl Lupina.

Auch das tat ich. Es schmerzte mir in der Seele, als ich sah, wie das Kruzifix einen flirrenden Bogen beschrieb und dann die Wasseroberfläche durchbrach.

Wie ein Stein sank es zu Boden.

Lupina war erleichtert. »Das hätten wir«, sagte sie. Deutlich hörte ich den Triumph aus ihrer Stimme.

»Und jetzt?« fragte Marcel.

»Ist es eigentlich schon Zeit, sich zum Treffen zu begeben?« wollte die Königin der Wölfe wissen.

»Ja.«

»Dann laß uns fahren.«

»Was ist mit ihm?« Marcel deutete auf mich.

»Den nehmen wir mit. Er ist für mich die Hauptsache, nicht wahr, Geliebter?« höhnte sie.

Ich gab keine Antwort.

»Laß dir etwas einfallen!« ordnete die Frau mit dem Wolfskörper an. »Ich will ihn dabeihaben. Er ist die Krönung unseres Familienfestes.«

Marcel überlegte. Dabei machte er nicht den Fehler und ließ sich ablenken. Nach wie vor wies die Mündung der Beretta auf meinen Kopf. Die Waffe zitterte auch nicht in Vaselys Hand.

Plötzlich zuckte es um seine Mundwinkel. »Ich habe die Lösung«, grinste er.

»Und welche?«

Marcel schaute Lupina an. Nur kurz, dann wandte er seine Aufmerksamkeit wieder mir zu. »Es gibt da einen alten Gangstertrick, wie man unliebsame Personen befördert. Man rollt sie einfach in einen Teppich.«

»Das ist gut. Woher willst du ihn nehmen?«

»Jovanka kann ihn holen. Im Raum mit dem Gerümpel liegen alte Teppiche.«

Das Mädchen verschwand. Jovanka und Marcel waren beide noch naß. Sie hatten mich aus dem Pool geholt. Ich aber wollte noch einiges von meiner speziellen Freundin wissen und wandte mich

deshalb an Lupina.
»Wo steckt eigentlich dein Boß, Dr. Tod?«
»Das habe ich schon gesagt.«
»Klar, er ist unterwegs, um Xorron zu suchen. Aber wo haltet ihr euch sonst auf? Ihr müßt doch ein Versteck haben oder eine Operationsbasis? Wo befindet sich die?«
Da lachte Lupina wild auf. Ihr Gelächter schallte mir entgegen und entfachte einen regelrechten Sturm in meinen Ohren. Marcel schaute dumm, denn er wußte nicht, um was es ging.
»Ich soll dir verraten, John Sinclair, wo Dr. Tod seine Operationsbasis hat?«
»Ja. Da ich doch sterben muß, kann es dir eigentlich egal sein.«
Diesmal griff ich zu einer abgedroschenen Masche eingefahrener Krimiautoren.
Lupina handelte nicht so wie der große Gangsterboß im Roman.
Sie sagte mir nicht, wo ich meinen Erzfeind finden konnte. »Es gibt ihn«, erklärte sie.
»Das weiß ich selbst.«
»Und er wird immer aktiver. Dann werde ich dir noch etwas verraten. Dr. Tod befindet sich nicht in einer anderen Dimension, sondern auf dieser Erde. Soviel sei gesagt.«
Mehr bekam ich wirklich nicht zu hören. Dafür erschien Jovanka.
Sie hatte schwer zu tragen und schleifte den Teppich hinter sich her.
Zusammengerollt hatte sie ihn bereits. Ächzend ließ sie ihn fallen.
Schweiß stand auf ihrer Stirn.
»Roll' ihn wieder auseinander!« befahl Lupina.
Jovanka wollte zuerst aufbegehren, erinnerte sich dann wieder an die Rolle, die Lupina spielte und machte sich an die Arbeit.
Erst als der rotbraun gemusterte Teppich auf dem Boden lag und vollends ausgebreitet war, durfte ich den gläsernen Sarg verlassen.
Marcel behielt mich dabei genau im Auge. Stets wies die Mündung der Beretta auf mich.
Ich mußte mich auf den Teppich stellen, dann niedersetzen und schließlich hinlegen. Man befahl mir, noch etwas zum schmaleren Ende hin vorzurutschen.
Ich kam der Aufforderung nach.
Lupina und Jovanka wickelten mich gemeinsam ein. Nach der zweiten Umdrehung half auch Marcel mit.
Ich kann Ihnen sagen, Freunde, es ist kein Vergnügen, in einen Teppich eingerollt zu werden. Und ich konnte mich in der Tat nicht bewegen. Zum Glück bekam ich Luft, da die Rolle oben und unten offen war. Staub drang mir in die Nase, reizte meine Schleimhäute, so daß ich niesen mußte.
Dann hob man mich hoch und schaffte mich weg. Wie sie mich in

den Wagen bekamen, war mir ein Rätsel. Auf jeden Fall steckte ich schließlich im Innern des Renault Alpine. Am Klang des Motors identifizierte ich das Fahrzeug.

Marcel gab Gas.

Wie eine Rakete zischte der Wagen ab.

Ein Sippentreffen sollte stattfinden und mich sah man dabei als zu tötenden Ehrengast an.

Keine guten Aussichten…

***

Über gute Aussichten konnte sich Suko ebenfalls beklagen. Man hatte ihn angekettet.

Es waren rostige, uralte Ketten, aber nicht minder stabil. Sie steckten in eisernen Ösen, die in der Wand eines unterirdischen Verlieses angebracht worden waren. Eisenreifen umschlossen Sukos Gelenke, und der Chinese selbst hing so wie er war in einer Schräglage.

Paretti und Foucert rieben sich die Hände. »Der wird sich wundern, wenn er wieder zu sich kommt«, meinte der verbrecherische Rektor. »Meinem kleinen Stab ist noch niemand entkommen.«

Sie hatten Suko auch entwaffnet. Die Pistole, die Dämonenpeitsche befanden sich in den Händen der Männer. Nur den Stab hatten sie nicht mitgenommen. Er stellte in ihren Augen keine Gefahr da.

»Laß uns verschwinden«, sagte Paretti, »hier stinkt es mir zu sehr.« Damit hatte er recht. Dieses Verlies war wirklich ein widerlicher Ort.

Es war durch eine Leiter zu erreichen. Sie lehnte am Rand eines viereckigen Lochs in der morschen Decke. An einer Stelle war sie eingebrochen und ein Haufen Schutt lag unten auf dem Boden des Verlieses. Durch das Deckenloch schimmerte auch Tageslicht, so daß keine Fackeln oder Lampen benötigt wurden, um das Verlies tagsüber zu erhellen.

Es war ein idealer Aufenthaltsort für Ungeziefer und Ratten. Die Wände, feucht geworden durch Regenfälle und das etwas sumpfige Gelände, waren mit einer dicken, grünweiß schillernden Schimmelschicht bedeckt. In den Ritzen und Spalten zwischen dem morschen Gestein hausten zahlreiche Käfer und Kriechtiere. Die Ratten hielten sich meist versteckt. Sie hatten ihre Höhlen und Schlupfwinkel in Bodennähe, wo sie sich durch das Gestein fraßen, das ihren kleinen, scharfen Zähnen nicht widerstehen konnte.

Paretti kletterte als erster die Leiter hinauf. Foucert folgte ihm langsamer. Er warf noch einen Blick auf den Gefangenen.

Suko befand sich weiterhin im Stadium der Bewußtlosigkeit.

Schräg hing er in den Ketten. Die Arme waren nach oben gebogen und mußten das schwere Gewicht tragen.

»Der Gelbe wird sich wundern, wenn er aufwacht«, kicherte Foucert

und rieb seine Hände. Er hatte etwa die Hälfte der Sprossen hinter sich gelassen, als er das Schreien hörte.

Es war auf dem Vorplatz der Burg aufgeklungen.

Oben am Rand der Luke schien Paretti zu erstarren. »Verdammt, das war die Blonde.«

Er lief los, ohne sich um Foucert zu kümmern. Der kletterte langsamer nach und lief dafür schnell den Gang hinunter, der zur ehemaligen Halle führte.

Er mußte dabei mehrere Geröllhaufen überspringen, erreichte die Halle, wo die Treppe nur noch als Fragment vorhanden war und durch scheibenlose Fenster der Wind pfiff.

Paretti stand draußen. Als er die Schritte in seinem Rücken hörte, drehte er sich um.

»Was ist los, zum Henker?« fragte Foucert.

»Fällt dir nichts auf?«

»Nein. Was?«

»Schau mal in den Hof, Foucert. Siehst du da unseren Wagen?«

Roland Foucert knirschte mit den Zähnen. »Merde!« fluchte er, »der ist weg!«

»Genau, mein Lieber, denn du hast den Schlüssel steckenlassen, das hat die Kleine mit den blonden Haaren genau gesehen. Jetzt haben wir das Nachsehen.«

Foucert sagte nichts. Er schaute in den Hof und sah die beiden toten Wölfe. Ein anderer lebte noch, aber er wand sich am Boden. Silva stand am Tor. Der Wind spielte mit ihren Haaren und wehte sie hoch. Al Astor kam keuchend hinter einem Wagen hervor und hielt sich das rechte Handgelenk.

»Was ist los mit dir?« schrie Foucert.

»Gebrochen, verdammt!«

Der Rektor lachte kalt. »Selbst schuld, wenn man kleine Wildkatzen unterschätzt.«

»Ach, halt's Maul!«

Silva kam zurück. Drei Wölfe befanden sich in ihrer Begleitung.

Einer humpelte. Ihr Gesicht war eine Maske, als sie vor den beiden Männern stehenblieb. Auch Astor war mitgekommen und jammerte.

»Jaul hier nicht rum!« fuhr Silva ihn an.

Al verstummte.

Foucert grinste hölzern. »War wohl nichts, deine Schau mit den Wölfen, wie?«

Silva warf dem Rektor einen so eisigen Blick zu, daß der Mann erschauderte. »Die Frau ist entkommen, klar, aber deshalb besteht noch lange kein Grund zur Panik.«

Da war Paretti anderer Meinung. Er streckte den Arm aus. »Für dich nicht, Blonde, aber für uns. Deine Biester sind zum Teil krepiert. Wir

holen uns jetzt den restlichen Stoff und verschwinden. Die Kleine wird Land und Leute mobil machen und mit den Bullen hier auf die Burg kommen.«

Silva lächelte kühl. »Darauf warte ich«, sagte sie.

»Aber wir nicht. Zudem ist es ziemlich spät geworden. Ich muß in der Nacht noch in Paris sein. Dort warten einige Leute auf den Stoff. Wenn ich nicht liefere, schneidet man mir die Kehle durch, darauf kannst du dich verlassen.«

»Wollt ihr das Fest nicht mitmachen?«

»Nein.«

»Es wird aber schon dunkel.«

»Das stört uns nicht.«

Silva lächelte. »Ich hätte dich gern mit meiner Familie bekannt gemacht. Zudem kommt Lupina, die Königin der Wölfe.«

Paretti verengte die Augen. »Noch so ein Biest?«

»Du wirst dich wundern, Paretti. Sehr wundern.«

Der Dealer war nicht umzustimmen, und auch Roland Foucert wollte nicht länger auf der Burg bleiben. Es war ungemütlich geworden. Das weite Firmament war wolkenbedeckt. Der Wind schob die gewaltigen Gebilde mit einer spielerischen Leichtigkeit vor sich her. Die Sonne war untergegangen, hin und wieder sah man die bleiche Scheibe des Mondes durch die Wolken schimmern.

Das bemerkte auch Silva.

Sie wurde unruhig, hob ihre Schultern, öffnete den Mund und bewegte sich von einer Seite zur anderen. Sie konnte einfach nicht mehr stehenbleiben.

Foucert fiel das auf. »Was ist los?« fragte er.

Paretti packte ihn am Arm. »Stell dich jetzt nicht an, Mensch. Wir wollen den Stoff und dann weg.«

Da lachte Silva auf. »Zu spät, Messieurs, zu spät.«

»Wieso?« Paretti fegte herum.

Silva deutete nach vorn. »Sie sind da.«

Die Frau hatte nicht gelogen. Soeben fuhr ein Renault Alpine in den Burghof ein…

***

Graveline!

Jane Collins erreichte den Ort, ohne daß irgend etwas geschehen wäre. Die Verfolger hatten es vorgezogen, auf der Burg zurückzubleiben, und Jane hatte unangefochten ihr Ziel erreichen können.

Es war ein sauberes Städtchen. Steinhäuser mit glatten Fassaden, schmale Gehsteige und kaum Betrieb. Die wenigen Geschäfte waren zwar geöffnet, doch in den Läden sah Jane beim Vorbeifahren kaum

Kunden.

Ihr Ziel war die Polizeistation. Zu fragen brauchte sie nicht, denn auch in Graveline war es so, wie in anderen Orten dieser Größe. Die Polizei fand sie in der Dorfmitte. Die Station war in einem Eckhaus untergebracht worden.

Jane fand einen Parkplatz. Sie hoffte nur, daß man sie nicht festnahm, weil sie mit einem Wagen eingefahren war, der den Dorfbewohnern doch ziemlich bekannt sein mußte. Sicherlich besaß Roland Foucert das Vertrauen der Bevölkerung, war ein hochgeachteter Mann, und niemand würde wohl glauben, daß gerade er es war, der die Schülerinnen mit Rauschgift versorgte.

Jane hatte auch Ausschau nach dem silberfarbenen Bentley gehalten, ihn jedoch nicht gesehen. John schien sich demnach noch in der Schule aufzuhalten.

Zwei ältere Frauen schauten Jane Collins mißtrauisch an, als sie die Stufen zur Tür hochschritt. Als die Detektivin die Frauen anlächelte, zogen sie sich zurück.

Ohne zu klopfen betrat Jane das Polizeirevier. Sie geriet in einen Gang und mußte sich nach links wenden. Rechts befand sich die Verwaltung, wo am Wochenende nicht gearbeitet wurde. Es sah ganz so aus, als wäre Jane auch in das Rathaus von Graveline gekommen.

Die Tür stand offen. Jane hörte Musikfetzen und wunderte sich.

Das wäre in England nicht vorgekommen, aber die Franzosen nahmen eben alles ein wenig leichter.

Vielleicht war das sogar besser.

Da ihr Klopfen überhört wurde, drückte Jane die Tür auf und betrat das Revier. Die Musik wurde lauter, der Mann, der hinter einem Schreibtisch saß und die Beine hochgelegt hatte, hörte Jane nicht. Er lauschte auf die Musik. Ein Polizeibeamter schien er nicht zu sein, denn er trug keine Uniform.

Es gab noch eine Barriere, die Dienst- und Warteraum trennte.

Jane schlug mit der Hand auf das Holz. Das klatschende Geräusch schreckte den Musikhörer hoch. Er fiel fast von seinem Stuhl, als er sich drehte und die Beine herumschwang, dann schaute er Jane an wie einen Geist, wobei sein Mund offen blieb.

Die Detektivin mußte lachen. Der Mann war noch jung. Gerade Zwanzig vielleicht. Er hatte eine blonde Kraushaarfrisur und große, braune Augen, die er jetzt mit zwei Fingern rieb.

»Träume ich oder träume ich nicht?« fragte er. »Wie kommt so ein Glanz in diese Hütte?«

»Sie träumen nicht, junger Mann.«

Der Junge stand auf. Jane sah, daß er sie mindestens um Haupteslänge überragte. Das war schon ein Riese. Auch der andere bemerkte Janes Erstaunen und meinte, nachdem er die Musik leiser

gestellt hatte: »Ja, ich diene dem Lieben Gott als Bleistift.« Er fing an zu lachen, als Jane den Kopf schüttelte.

»Wenn Sie dem Lieben Gott als Bleistift dienen, dann können Sie kein Polizist sein.«

»Richtig, schöne Unbekannte.«

»Und was tun Sie hier?«

»Ich halte Wache.«

»Aha. Für wen?«

»Für meinen Alten. Er ist nämlich der Polizeiboß dieses entzückenden Städtchens.«

»Wo finde ich ihn?«

»Draußen bei der Leiche.«

»Aha.« Jane nickte. »Sind andere Polizisten auch dort?«

»Ja, sonst wäre ich ja nicht hier, schöne Unbekannte.« Der junge Mann lächelte. »Lassen Sie mich raten. Eine Französin sind Sie nicht. Das hört man. Kommen Sie aus England?«

»London.«

»Dachte ich mir doch gleich. Und Sie sind sicher auf der Durchreise?«

»Fast.«

»Jetzt haben Sie eine Autopanne und suchen Hilfe, schöne Lady.«

»Falsch, ich habe keine Panne.«

Der Junge zog einen Flunsch. »Ich habe auch immer Pech. Wollen Sie mir anvertrauen, was Sie zu mir führt?«

»Nein, hören Sie weiter Ihre Musik. Ich werde mein Ziel schon finden.«

»Sie wissen ja gar nicht, wo sich mein Vater aufhält. Ich kann Sie sofort zu ihm bringen.« Er wollte um die Barriere herum. Jane streckte den Arm aus.

»Nein, nein, ich schaffe das schon.«

»Wie Sie wollen.« Er hob die Schultern. »Darf ich dann Ihren Namen erfahren?«

»Behalten Sie mich als die schöne Unbekannte in Erinnerung, junger Mann.«

»Ich werde von Ihnen träumen.« Der Knabe verdrehte die Augen.

»Hoffentlich werden es keine Alpträume.«

»Wie können Sie so etwas denken.«

Das hörte Jane nur noch zur Hälfte, sie hatte den Raum bereits verlassen. Dafür drehte der Knabe die Musik wieder lauter, so daß sie bis in den Flur schallte.

Jane lief die Treppenstufen hinab und schaute sich draußen um.

Wer konnte ihr jetzt weiterhelfen? Sie mußte einige Leute mobil machen, wenn sie etwas retten wollte.

Jane erinnerte sich, daß im Gespräch auf der Burg der Pfarrer erwähnt worden war. Ja, ihm wollte sie einen Besuch abstatten.

Bereits öfter hatten einsichtige Geistliche das Sinclair-Team bei seinen Aufgaben unterstützt. Jane hoffte, daß sie auch in Graveline mit ihrer Bitte nicht auf taube Ohren stoßen würde.

Der Pfarrer wohnte meist dicht bei der Kirche. Jane blickte sich um und suchte den Turm.

Sie sah ihn sofort. Er war viereckig und hatte keine Spitze. Dafür stand auf seinem Ende ein sehr großes Kreuz aus Eisen.

Den Wagen ließ die Detektivin stehen. Es war nicht weit, die paar Meter konnte sie zu Fuß gehen. Sie passierte eine enge Gasse, in der es mehrere Geschäfte gab, wo Touristenkram verkauft wurde und sah schließlich den Platz vor der Kirche.

Eine grüne Hecke zäunte ihn ein. Unterbrochen wurde sie durch ein Gittertor, dessen rechter Flügel offenstand.

Jane schlüpfte hindurch.

Sie sah den Pfarrer sofort. Er hielt einen Spaten in der Hand, grub aber nicht das Beet um, neben dem er stand, sondern unterhielt sich mit einer älteren Frau, die wesentlich kleiner war als er. Dabei schaute er über den Kopf der Frau hinweg und sah Jane Collins, die langsam näherkam.

Die Detektivin blieb stehen und grüßte.

Ihr »Bonjour« wurde freundlich erwidert, die Frau drehte sich um und musterte Jane mißtrauisch.

»Kann ich Sie für einen Augenblick sprechen, Herr Pfarrer?« erkundigte sie sich.

»Natürlich, Mademoiselle.« Und zu der Frau gewandt, meinte er:

»Wir waren sicherlich fertig, Madame Piralle?«

»Ja, ja.«

Die Frau packte ihre Handtasche fester und ging. Am Tor warf sie noch einen giftigen Blick zurück.

»Die hat wohl was gegen mich?« meinte Jane.

»Sie hat gegen alle etwas.«

»Ja, solche Menschen gibt es.«

»Wollen wir hineingehen, Mademoiselle…?«

»Collins, Jane Collins. Ich bin keine Französin, sondern komme aus London.«

»Oh, eine weite Strecke.«

»Die ich nicht ohne Grund gefahren bin.«

»Das glaube ich Ihnen. Ich bin übrigens Pfarrer George Frambon.«

Der Mann lächelte. »Dann darf ich vorgehen?«

»Natürlich.«

Ein Weg führte links an der Kirche vorbei. Er zweigte auch ab, und Jane sah jenseits des Wegs ein Krankenhaus. Sie aber schritten an einer blühenden Rosenhecke entlang und erreichten ein kleines Steingebäude, in dem der Pfarrer wohnte.

George Frambon war eine imponierende Erscheinung. Hochgewachsen mit grauweißem Haar. Er hatte ein energisches Gesicht, die Augen blickten hell und klar. Jane hatte das Gefühl, daß man mit diesem Mann gut zusammenarbeiten konnte.

Der Geistliche schloß die Tür auf und ließ Jane eintreten.

Die Einrichtung war etwas kärglich und beschränkte sich auf das Nötigste. Der Pfarrer hängte seine Jacke an einen Haken und bat Jane in sein Arbeitszimmer.

An einem schwarzen runden Tisch nahmen sie Platz. Überhaupt waren die Möbel schwarz. Die Stühle ebenso wie der Schrank. Und sie hatten ihr Alter, das war sofort zu sehen.

Die Möbel stellten einen großen Wert da.

Sie setzten sich gegenüber. »Was kann ich für Sie tun, Mademoiselle Collins? Daß Sie zum Beichten zu mir gekommen sind, daran glaube ich nicht.«

»Da haben Sie recht, Herr Pfarrer. Es geht um eine sehr schlimme Angelegenheit.«

»Und die wäre?«

»Mord!«

Jane sprach das Wort bewußt hart aus. Der Pfarrer hatte es gehört, doch er zeigte kaum Reaktion. Nur seine Augenbrauen hob er ein wenig an. Dann lehnte er sich zurück. »Daß Sie jemanden umgebracht haben, Mademoiselle Collins, glaube ich auch nicht, sonst würde ich meine Menschenkenntnis verbrennen. Es geht wahrscheinlich um den Mord an einem anderen.«

»Ich wollte erst zur Polizei. Aber dort saß nur ein junger Mann, der mir berichtete, daß die Polizisten unterwegs wären.«

»Das stimmt«, erwiderte der Pfarrer. »Bei ihnen handelt es sich tatsächlich um einen Mordfall.«

»Wer ist umgekommen?« fragte Jane.

»Ein junges Mädchen.«

»Und wie ist es getötet worden?«

Die Augen des Pfarrers wurden enger. »Warum interessiert Sie das, Mademoiselle?«

»Es könnte ja durchaus sein, daß ein Werwolf seine Hand im Spiel hat«, meinte die Detektivin.

Der Geistliche faltete die Hände. »Jetzt machen Sie mich neugierig.«

»Dann stimmt es also?«

»Diese Frage kann ich Ihnen erst beantworten, wenn ich die Gründe Ihres Besuches näher kennenlerne.«

»Ich will sie Ihnen sagen. Zunächst einmal, ich bin Privatdetektivin und die gute Bekannte eines Mannes, der gegen die Mächte der Finsternis kämpft.«

»Das mache ich auch.«

»Aber anders, Herr Pfarrer. Man nennt John Sinclair auch einen Geister-Jäger.«

George Frambon stellte jetzt keinerlei Zwischenfragen mehr und ließ Jane Collins sprechen. Die Detektivin hatte zu diesem Mann Vertrauen gefaßt, und so redete sie sich alles vom Herzen, was sie bedrückte. Sie ließ nichts aus und schilderte vor allen Dingen die Personen, die sich oben auf der Burg befanden.

Der Pfarrer wurde immer blasser. Vor allen Dingen, als er den Namen des Mannes hörte, der auch hier im Ort bekannt war.

Roland Foucert gehörte hier zu den angesehensten Personen.

Deshalb fragte der Geistliche auch noch einmal nach.

Jane bestätigte den Namen.

»Foucert ein Rauschgift-Dealer«, flüsterte der Pfarrer. »Es ist kaum zu glauben.«

»Aber eine Tatsache.«

»Sicher.«

»Rauschgift ist sehr schlimm«, fuhr Jane Collins fort. »Darüber gibt es keine Diskussion, doch die andere Gefahr ist meiner Ansicht nach noch viel stärker. Werwölfe kennen kein Erbarmen. Das wissen Sie selbst am besten.«

»Ja, Mademoiselle Collins, das weiß ich.« Der Pfarrer legte die Hände gegeneinander. »Ich habe nämlich das Oberhaupt der Vasely-Sippe getötet.«

»Dann habe ich mich doch an die richtige Adresse gewandt«, sagte die Detektivin.

»Das haben Sie.«

»Wollen Sie erzählen?«

Der Pfarrer nickte. Er berichtete von einem nächtlichen Streifzug und wie er und einige Männer auf den Zigeunerwagen getroffen sind. Dort war ihnen die alte Wölfin über den Weg gelaufen. Der Pfarrer hatte sie mit einer silbernen Axt getötet.[3]

»Aber wir haben nicht alle erwischt, Mademoiselle Collins. Zumindest eine Bestie läuft noch frei herum. Sie hat auch einen von unseren Leuten getötet, indem sie ihm den Schädel einschlug. Wir fanden ihn tot auf dem Rückweg.«

Jane nickte.

»Aber von dieser blonden Silva habe ich noch nie gehört. Sie ist neu ins Spiel gekommen. Sind Sie denn davon überzeugt, daß sie eine Werwölfin ist?«

»Hundertprozentig.«

»Und Ihr chinesischer Bekannter ist ein Gefangener dieser Bestie?«

»Nicht nur das. Es sind auch noch andere Gegner dort oben. Ich muß zurück zur Burg.«

»Wobei ich Sie begleiten soll?«

»Natürlich. Nicht nur Sie allein, Herr Pfarrer, auch mein Freund John Sinclair. Haben Sie ihn vielleicht gesehen? Wissen Sie, wo er sich aufhält?«

»Nein.«

»Dann war er wohl nicht hier in Graveline?«

»Soviel ich weiß, nicht.«

»Könnten wir gemeinsam zur Schule fahren?«

Der Pfarrer überlegte nicht lange, sondern nickte. »Das läßt sich bestimmt machen. Aber was ist, wenn wir Ihren Freund dort nicht finden?«

»Müssen wir sofort zur Burg«, erklärte Jane. »Deshalb schlage ich vor, daß Sie Ihre Axt mitnehmen.«

»Sie rechnen mit einer Auseinandersetzung?«

»Ja, Herr Pfarrer. Ich will Ihnen da nichts vormachen. Vielleicht stehen wir auch auf verlorenem Posten, denn meine Waffen trage ich auch nicht bei mir. Ich habe dummerweise meine Handtasche in dem kleinen Leihwagen zurückgelassen. Die müssen wir natürlich vorher holen. Dann stehen unsere Chancen schon besser.«

»Was sind das für Waffen?« erkundigte sich der Geistliche.

»Vor allen Dingen ist es meine Astra-Pistole. Ihr Magazin enthält geweihte Silberkugeln.«

Der Geistliche lächelte. »Sie sind sehr gut vorbereitet, wie ich sehe.«

»Anders kann man nicht gewinnen.«

»Das stimmt.« Der Pfarrer erhob sich und trat an den Schrank.

»Hier bewahre ich die Axt auf«, erklärte er.

Die Tür knarrte, als sie aufgezogen wurde. Jane konnte nicht viel erkennen, sie sah nur, daß einige Kleidungsstücke an einer Stange hingen.

Der Pfarrer beugte sich vor, schob die Kleidungsstücke zur Seite und hatte gefunden, was er suchte.

Die Axt!

Er drehte sich und zeigte Jane die Waffe.

Die Detektivin war fasziniert. Ein schwarzer Holzgriff, der leicht gebogen war, stand in einem direkten Kontrast zu dem hellen Silber der Schneide. Sie war an ihrer Unterseite sehr scharf und das Licht wurde blitzend gebrochen. Die Oberfläche der Schneide fühlte sich rauh an, als Jane mit den Fingerspitzen darüber strich und anerkennend nickte.

»Woher haben Sie die Waffe, Herr Pfarrer?«

»Das ist eine lange Geschichte. Nur soviel sei gesagt. Dieses Gebiet hier schien schon vor langer Zeit eine Heimat für Werwölfe zu sein. Ich habe die Axt in meiner Kirche gefunden. Sie war eingemauert worden. Eine alte Schrift fand ich ebenfalls. Die Worte waren kaum zu lesen, weil verblaßt, doch mir gelang es, sie zu entziffern. Demnach

hat einer meiner Vorgänger im Achtzehnten Jahrhundert diese Axt schmieden lassen und sie dann in der Kirche versteckt. Ich fand die Höhlung in der Mauer, als wir renovierten, und habe die Axt behalten, was ich als einen Glücksfall bezeichnen möchte.«

»Das stimmt wirklich.« Jane nickte.

Der Pfarrer wandte sich noch einmal um und holte eine Lederschatulle hervor, in die er die Axt steckte. Sie paßte genau hinein.

»Habe ich mir anfertigen lassen, Mademoiselle«, erklärte er und lächelte.

»Sehr praktisch.«

Der Pfarrer deutete auf die Tür. »Bitte, Mademoiselle, gehen wir und vertrauen wir auf Gott, daß wir gegen diese Brut ankommen und Kraft genug haben, sie zu besiegen.«

Der Meinung war Jane Collins auch.

***

Sie fuhren mit dem Wagen des Geistlichen. Es war ein beiger Peugeot 305. Das Auto parkte neben dem Haus vor der kleinen Garage. »Ich vergesse immer, ihn hineinzustellen«, meinte der Geistliche und lächelte.

Jane war mit den Gedanken nicht bei der Sache. Sie bekam auch von der Fahrt kaum etwas mit und dachte nur an den Fall und auch an John Sinclair. Bisher hatte sie von dem Geisterjäger nicht die geringste Spur entdeckt.

Wo mochte er stecken?

In der Schule? Das war möglich, aber was gab es dort zu finden?

Der Pfarrer merkte, was in Jane Collins vorging und welch schwere Gedanken sie beschäftigten. Er schwieg taktvoll. Erst als sie den schmalen Weg zum Internat hochfuhren, sagte er: »In wenigen Minuten sind wir da.«

Noch eine Kurve.

»Da ist er!« rief Jane plötzlich, weil sie einen freien Blick auf den Platz vor dem Internat hatte.

»Was ist da?«

»Der silbergraue Bentley. Das ist der Wagen, den John Sinclair fährt.«

Der Pfarrer lachte. »Dann müßten wir Ihren Freund ja auch hier finden.« Er stoppte. An der Treppe saßen einige Schülerinnen, die dem ankommenden Wagen entgegenschauten. Sie kannten den Pfarrer und winkten ihm zu.

George Frambon redete mit ihnen, während Jane Collins nur die Zuhörerin spielte.

Der Geistliche hob die Schultern. »Ihren Freund hat niemand gesehen, wie Sie selbst gehört haben.«

»Ja, das stimmt. Aber er ist hier gewesen, sonst würde sein Wagen nicht hier stehen.«

»Fragen wir im Sekretariat nach.«

Der Pfarrer kannte den Weg. Als sie den Raum betraten, wollte Helene soeben Feierabend machen. Sie griff bereits nach ihrem Hut, der lilafarben leuchtete und aussah wie eine zerlaufene Praline.

»Herr Pfarrer, welch eine Überraschung. Wenn Sie wegen Monsieur Foucert gekommen sind, dann haben Sie den Weg umsonst gemacht. Der Rektor ist leider nicht mehr da.«

»Wo ich ihn finden kann, wissen Sie nicht zufällig?«

»Nein«, erwiderte Helene honigsüß und bedachte Jane mit einem abschätzenden Blick.

Die Detektivin mischte sich ein. »Es geht auch primär nicht um Monsieur Foucert, sondern um Monsieur Sinclair. War er schon hier? Wenn ja, wissen Sie, wo er sich aufhält?«

»Das ist doch dieser große blonde Mann?«

»Genau.«

»Ja, er war hier«, sagte Helene. »Ist aber schnell wieder gegangen. Auf sein Zimmer, glaube ich.«

»Wissen Sie, wo es ist?«

»Natürlich, ich habe es selbst vorgeschlagen. Leider muß ich weg, so daß…«

»Ich kenne mich hier aus«, sagte der Pfarrer. »Beschreiben Sie uns, wo wir das Zimmer finden können.«

Das tat Helene auch.

Jane und der Pfarrer hielten sich keine Sekunde länger im Sekretariat auf. Mit schnellen Schritten verließen sie den Raum und gingen ebenso rasch durch die Schule.

Sie erreichten den Trakt der Gästezimmer. Jane Collins verzichtete auf Höflichkeitsfloskeln und öffnete die Tür.

Der Raum war leer.

»Nichts«, sagte der Pfarrer, der über Janes Schulter schaute.

»Wo kann er nur sein?« murmelte Jane. »Er muß sich noch in der Schule aufhalten, weil sein Wagen hier steht.«

»Und Foucert ist allein weggefahren«, meinte der Geistliche.

»Eben.« Jane drehte sich um. »Kennen Sie sich hier wirklich gut aus, Herr Pfarrer?«

»Ja, ich bin des öfteren hier.«

»Hat die Schule einen Keller?«

»Sicher.« Der Pfarrer wurde etwas blaß, und sein Lächeln fiel gequält aus. »Rechnen Sie damit, daß man Monsieur Sinclair im Keller gefangen hält?«

»Ich ziehe jede Möglichkeit in Betracht«, erklärte die Detektivin.

Die beiden hielten sich nicht länger mehr auf, sondern machten sich

auf den Weg zum Keller. Der Pfarrer führte Jane durch zahlreiche Gänge. Zum Glück gab es überall Licht, dann erreichten sie eine Turnhalle und die damit verbundenen Duschräume.

»Bis auf das Schwimmbad haben wir jetzt alles gesehen«, erklärte der Geistliche. »Wollen Sie sich dort auch noch umschauen, Mademoiselle Collins?«

»Ja.«

Sie betraten den Pool. Der Pfarrer zuerst, und er blieb auch einen Schritt hinter der Schwelle stehen. Das »Verdammt« klang aus seinem Mund recht ungewöhnlich, aber es war verständlich, wie Jane gleich darauf feststellte.

Im Pool schwamm eine Leiche!

Die Stimme des Geistlichen klang rauh, als er fragte: »Ist er das?«

Jane ging einen Schritt vor, weil das Licht auf der Oberfläche des Wassers etwas blendete. »Nein«, flüsterte sie. »Das ist nicht John Sinclair.«

Ihr fiel ein Stein vom Herzen.

»Aber wer dann?« murmelte der Pfarrer. Ihn hielt auch nichts mehr. Am Rand des Beckens ging er in die Knie und machte den Arm lang. Seine Finger erreichten die Leiche. Sie schwamm mit dem Gesicht nach unten. Der Geistliche drehte den Mann herum.

Ein bleiches, schon etwas aufgedunsenes Gesicht, blicklose Augen, ein offener Mund.

»Den Mann kenne ich«, sagte der Pfarrer. »Er wohnt im Dorf und arbeitet hier als Handwerker. Mein Gott, warum mußte er sterben?«

Die Frage stellte sich Jane auch. Der Tote wies keinerlei Bißwunden auf. Die Detektivin fragte sich, ob er überhaupt auf das Konto der Werwölfe ging.

Und dann sah sie noch etwas.

Einen hellen, blitzenden Reflex auf dem Boden des Pool.

»Das Kreuz!« hauchte Jane.

»Ich verstehe nicht.«

Jane streckte ihren Arm aus. »Auf dem Grund liegt John Sinclairs Kreuz. Es ist seine stärkste Waffe gegen die Mächte der Finsternis. Freiwillig würde er es nie abgeben.«

»Es heißt also, daß sich Ihr Freund in den Händen seiner Feinde befindet.«

»Genau, Herr Pfarrer.«

»Und nun?«

»Ich muß das Kreuz haben.«

»Wollen Sie tauchen?«

»Wenn ich keine andere Möglichkeit finde, ja.«

»Da ist ja noch ein Sarg.«

Die Stimme des Geistlichen ließ Jane zusammenzucken. Sie schaute

nach links und sah die gläserne Totenkiste. Sie stand dort, wo die Treppe aus dem Wasser führte.

Pool, Sarg, Kreuz – welch eine Verbindung gab es zwischen den dreien?

Janes Knie zitterten, als sie auf den Sarg zuschritt. Er war offen.

Der gläserne Deckel lag neben dem Unterteil. Im Sarg selbst befand sich kein Wasser. Nur von außen war er naß. Dicke Tropfen schimmerten auf dem Glas.

Der Pfarrer war mit Jane gegangen. »Er scheint wohl im Wasser gelegen zu haben.«

»Ja. Vielleicht war sogar John Sinclair darin.«

Der Geistliche erschrak. »Das glauben Sie doch selbst nicht, Mademoiselle Collins. Warum sollte man einen lebenden Menschen in einen gläsernen Sarg stecken und ihn dann in den Pool werfen?«

»Das dürfen Sie mich nicht fragen, sondern unsere Gegner. Sie glauben gar nicht, zu was die alles fähig sind.«

George Frambon nickte. »Das habe ich mittlerweile auch schon festgestellt.«

Jane drehte sich um. »Den Sarg können wir auf keinen Fall mitnehmen, aber das Kreuz.«

»Ist es denn so wichtig?« fragte der Pfarrer.

»Wichtig ist gar kein Ausdruck. Das ist und kann Johns Lebensretter sein.«

»Woher stammt es?«

Da hob Jane die Schultern. »Bisher hat noch niemand die Herkunft des Kreuzes herausgefunden. Eines Tages wird das Rätsel sicherlich gelüftet.« Sie schaute sich um.

»Was suchen Sie?«

»Irgendeinen Gegenstand, mit dem ich das Kreuz vielleicht aus dem Wasser holen kann. Ich möchte nämlich nicht gern tauchen.«

»Moment.« Der Pfarrer verschwand dort, wo es zu den Duschen ging. Nach einer halben Minute kehrte er zurück. Er hielt eine lange Stange in der Hand, an deren Ende sich ein metallener Ring befand.

Lernschwimmer konnten sich daran festhalten und wurden damit durchs Wasser gezogen.

Jane nahm dem Pfarrer die Stange ab und tauchte sie ins Wasser.

Sie berührte auch das Kreuz und schob es langsam auf die Treppe zu. Die Kette verhakte sich in dem Metallring, so daß Jane das wertvolle Kruzifix aus dem Wasser ziehen konnte.

Sie hielt es eine Weile in der Hand und ließ das Wasser abtropfen.

Der Geistliche stand daneben. »Ein sehr schönes und wertvolles Stück«, sagte er. »Es muß uralt sein.«

»Ja, das kann man wohl sagen.«

Der Pfarrer schaute, genau auf die eingravierten Zeichen. »Da sind

fast alle Religionen vertreten«, murmelte er und wog das Kreuz in der Hand. »Ich habe das Gefühl, als würde es aus dem alten Rußland stammen oder wenigstens aus dem orthodoxen Reich.«

»Das ist durchaus möglich.«

»Warum hat John Sinclair nicht geforscht?«

Da lächelte Jane. »Forschung kostet Zeit, und die haben wir leider nicht, Herr Pfarrer. Kommen Sie, wir haben sowieso schon zu lange hier herumgestanden. Sie besitzen die Axt mit der silbernen Schneide, ich habe jetzt das Kreuz. Eigentlich müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn wir es nicht schaffen würden, die verdammte Werwolfsbrut zu besiegen…«

***

Paretti und Foucert standen nebeneinander. »Wir müssen mitspielen!« zischte der Rektor.

»Ich will aber nicht.«

»Halte dich zurück. Die anderen sind stärker als du. Glaub mir das, Paretti.«

In den Augen des Südfranzosen funkelte es wild. Er beherrschte sich nur mühsam. »Wenn man mir in Paris wegen dieser Scheiße hier auf die Zehen tritt, trete ich zurück. Bei dir, Foucert. Dann läufst du blau an.«

»Meinetwegen.« Roland grinste.

Silva hatte sich um die beiden Männer nicht mehr gekümmert. Sie war an ihnen vorbeigegangen und schritt den Ankömmlingen entgegen, während sich Al Astor im Schloß verkrochen hatte.

Die Türen des Renault Alpine wurden aufgestoßen. Ein Mann verließ den Wagen.

Silva lächelte, als sie ihren Bruder Marcel erkannte. Er hatte Wort gehalten. Sie hob die Hand und winkte. Marcel grüßte zurück. Er sprach irgend etwas in den Wagen hinein und die zweite Person stieg aus.

Sofort wurde ihr langes Haar vom Wind erfaßt und in die Höhe geworfen. Der Beschreibung nach konnte das nur die jüngste, die kleine Jovanka sein.

»Du bist Jovanka«, sagte Silva.

»Ja.«

»Ich bin deine Schwester Silva und freue mich, daß du gekommen bist.«

»Jurina hat mir viel von dir erzählt, Silva.«

»Ja, ja, die alte Jurina. Sie war manchmal sehr geschwätzig.«

»Jetzt ist sie tot«, sagte Jovanka.

»Ich weiß.« Die Stimme der Blonden klang haßerfüllt. »Und ich werde ihren Tod rächen.«

»Wir«, sagte Marcel und lächelte grausam.
»Natürlich, Bruder.«
»Redet nicht so lange herum, sondern kommt endlich zur Sache«, ertönte aus dem Wageninnern eine Stimme.
Die blonde Silva fragte: »Ist sie das?«
»Ja, das ist sie«, bestätigte Marcel.
»Na denn…«
Marcel flüsterte. »Sei nett zu ihr, Silva. Sie ist unsere Königin, denk daran.«
»Deine vielleicht. Nicht meine.« Silva sagte nichts mehr, sondern schaute zu, wie Lupina aus dem schmalen Wagen kletterte. Silva wunderte sich, denn sie sah zum erstenmal diese Mischung zwischen Frau und Bestie.
Bestie insofern, was den Oberkörper anbetraf. Er war über und über mit Fell bedeckt. Menschlich war der Kopf mit dem langen blonden Haar. Allerdings floß es nicht glatt bis auf die fellbedeckten Schultern wie bei Silva, sondern etwas gekraust.
Die beiden Frauen schauten sich an.
Unterdessen standen Foucert und Paretti vor dem Eingang zur Burg. Sie bekamen alles mit, und als sie sahen, wer da zuletzt aus dem Wagen kletterte, wurden ihre Augen groß.
Paretti sagte: »Kneif mich mal, Ro. Ich glaube, ich spinne.«
»Nein, du spinnst nicht. Die gibt es wirklich.«
»Aber verdammt, mit was umgibst du dich da? Ist das ein Scherz?«
»Es ist eine Wölfin, eine Werwölfin.«
Paretti bekam den Mund nicht mehr zu. Er schüttelte den Kopf und schlug sich gegen die Stirn. »So etwas gibt es doch nur im Film«, stöhnte er.
»Vor dir steht das Gegenteil.«
Die ungleichen und doch im Prinzip gleichen Frauen hatten bisher noch kein Wort gewechselt. Wie eine Wand lastete das Schweigen zwischen ihnen. Selbst die drei Wölfe, die Silva begleitet hatten, blieben ruhig.
Marcel und Jovanka merkten, daß Silva und Lupina keine Freundinnen werden würden. Zu groß war der Machtanspruch der Königin, und Silva würde nicht darauf eingehen.
»Ich bin Lupina«, brach die eine endlich ihr Schweigen.
»Das weiß ich.«
»Und ich bin die Königin der Wölfe.«
Da richtete sich Silva auf. Sie reckte ihren Oberkörper hoch. »Die Königin kannst du meinetwegen sein, aber nicht hier. Auf dieser Burg habe ich zu bestimmen.«
»Du widersetzt dich mir?« lautete die scharfe Frage.
»Ja.«

Lupinas Gesicht nahm einen harten Zug an. »Ich gebe dir noch Zeit, deine Meinung zu ändern. Ansonsten sind wir Feinde, Silva!«

»Sogar Todfeinde!«

Eine harte Antwort. Die Geschwister, die dem Dialog stumm zugehört hatten, zuckten zusammen. Mit dieser Reaktion ihrer Schwester hätten sie nicht gerechnet.

Plötzlich lächelte Lupina. »Ich frage dich später noch einmal«, sagte sie.

»Kannst du.«

Die Königin der Wölfe drehte sich um. »Holt den Teppich hervor«, befahl sie.

Die Anordnung galt Jovanka und ihrem Bruder. Beide machten kehrt und steckten die Köpfe von zwei verschiedenen Seiten in den Renault. Marcel schob die Teppichrolle hervor, während Jovanka an der anderen Seite zupackte und sie hervorholte.

Sofort wurden die drei Wölfe unruhig.

Das hörte auch ich. In dem Teppich kam ich mir vor wie eine Ölsardine. Ich konnte mich wirklich nicht rühren. Meine Knochen taten mir weh, und ich war wirklich hilflos. Zusammengerollt, zur Bewegungslosigkeit verurteilt, man konnte mit mir machen, was man wollte. Hart ließ man mich fallen.

Knurren und Hecheln. Die Wölfe waren da, und schon vernahm ich eine bekannte Stimme.

»Zurück, ihr Biester, er gehört uns!«

Das war die Frau von der Fähre. Teufel auch, noch ein Gegner mehr. Ich hätte mich vor Wut selbst irgendwohin beißen können.

»Das ist John Sinclair«, erklärte Lupina.

»Ich kenne ihn«, sagte Silva.

»Woher.«

»Das spielt keine Rolle. Wichtig ist, daß er sich in meiner Nähe befindet, denn er gehört mir.«

»Nein! Da irrst du dich, Silva. Ich habe die älteren Rechte an ihm.«

»Wirklich?«

»Ja.«

Ich bekam jedes Wort mit und fühlte instinktiv, obwohl ich nichts sehen konnte, daß sich so etwas wie eine Vorentscheidung zwischen den beiden anbahnte.

»Ich glaube, du mußt jetzt schon auf deine richtige Größe zurechtgestutzt werden, Lupina. Wir werden der Königin die Krone vom Kopf reißen.« Silva lachte, bevor sie ihren Tieren den scharfen Befehl gab. »Packt sie!«

Normalerweise wären die drei grauen Bestien wie Pfeile gesprungen. Hier jedoch nicht. Sie duckten sich zwar zusammen, um sich abzustoßen, doch da traf sie der Blick.

Lupina schaute sie aus ihren Raubtieraugen an! Es war ein sprechender Blick, ein befehlender, in dem all ihr Willen und ihre Macht lagen.

Sie schien gedankliche Befehle zu erteilen, und die drei Wölfe kuschten. Sie zogen ihre Schwänze ein, senkten die Köpfe, scharrten mit den Vorderläufen am Boden und winselten.

Silva hatte verloren.

Lupina aber lächelte spöttisch. Eine Windbö fuhr über den Hof und trieb Staub hoch. »Nun, Silva, was ist mit deinen Tierchen? Warum greifen sie mich nicht an?«

Silva ballte die Hände. In ihrem Gesicht zuckte es. Dann nickte sie. »Es ist gut, Lupina, diese Runde geht an dich. Aber glaube nur nicht, daß du gewonnen hast. Nein, bestimmt nicht. Es sind Geschöpfe, die eine Werwölfin leicht zähmen kann, was nicht heißt, daß ich mich auch unter deinen Befehl stelle.«

»Es wird dir nichts anderes übrig bleiben!« erwiderte Lupina kalt.

Silva schaute die Werwölfin noch einmal an, machte kehrt und ging davon.

Die drei Wölfe folgten ihr.

Mit schnellen Schritten lief Silva auf die Burg zu, wo Paretti und Foucert warteten.

Der Südfranzose regte sich sofort auf. »Ich will den Stoff und dann verschwinden!« zischte er.

Silva blieb stehen. »Nein!«

»Was soll das heißen?«

»Ich bestimme, wann du gehst!«

Da griff Paretti zur Waffe. Er zog sehr schnell, doch er hatte die Kanone erst halb aus der Halfter, als einer der Wölfe sprang und gegen ihn prallte. Paretti flog zurück, verlor das Gleichgewicht und krachte zu Boden. Plötzlich sah er die Zähne des Wolfes dicht vor seiner Kehle.

»Soll er zubeißen?« fragte Silva.

»Verdammt, nimm das Biest weg!«

»Vielleicht.«

Foucert mischte sich ein. »Was soll das heißen, Silva? Willst du ihn töten?«

Die Werwölfin fuhr herum. »Verdient hätte er es, aber ich will ihm eine Chance geben.«

»Und welche?«

Sie trat vor und entwand dem Dealer die Waffe, die sie in ihren Gürtel steckte. Ihre nächsten Worte waren an beide Männer gerichtet. »Er kann gehen und bekommt auch seinen Stoff, wenn er eine Bedingung erfüllt.«

»Welche?« krächzte Paretti.

»Er muß Lupina töten!«

Die beiden Männer hatten die Forderung gehört, doch niemand sagte ein Wort.

»Das… das geht doch nicht«, flüsterte Foucert nach einer Weile.

»Man kann Werwölfe nicht so einfach…«

Silva schnitt ihm mit einer Handbewegung das Wort ab. »Doch, mein Lieber, man kann.«

»Und wie?«

Silva schaute sich um, ob sich Lupina auch nicht in der Nähe befand. Dann fragte sie: »Wer von euch hat die Waffe des Chinesen?«

»Ich«, krächzte Paretti.

Silva überlegte einen Moment, bevor sie durch die Zähne pfiff. Sofort ließ der Wolf den Mann in Ruhe. Er richtete sich auf und ließ sich ein paar Schritte entfernt nieder.

»Steh auf!«

Paretti kam Silvas Aufforderung nach. Sie lächelte. »Um an den Stoff zu gelangen, mußt du etwas tun, wie ich dir schon sagte. Jetzt nimm die Pistole und schau nach, womit sie geladen ist.« Im gleichen Moment zog Silva die Beutewaffe und bedrohte damit den Dealer. »Aber sei hübsch vorsichtig.«

Paretti kannte die Spielregeln aus der Pariser Unterwelt. Er wußte, wann er still zu sein hatte. Mit spitzen Fingern holte er die Beretta hervor.

Währenddessen behielt Foucert die anderen im Auge. Sie standen noch immer in der Nähe des Wagens. Marcel und Jovanka waren dabei, die Teppichrolle auf ihre Schultern zu laden.

»Jetzt schau nach, womit die Waffe geladen ist«, forderte Silva den Dealer auf.

Der holte das Magazin hervor, kippte es und blickte von unten hinein.

»Und?«

»Silberkugeln!«

Da lachte die Blonde. »Es ist klar, was du zu tun hast. Geh zu Lupina und töte sie!«

»Einfach so?«

»Klar. Oder hast du Skrupel? Denk an deinen Stoff. Wenn du meinem Befehl nicht folgst, bekommst du erstens den Stoff nicht und außerdem überlasse ich dich meinen Tierchen.«

»Du bist ein Satan, Blonde!«

»Vielleicht. Nur muß jeder selbst sehen, wie er zurechtkommt. Das kennst du doch, oder?«

Paretti nickte nur. Nervös wischte seine Zunge über die trockenen Lippen.

»Und noch etwas, mein Lieber. Solltest du eine linke Tour versuchen, ist es aus. Komm nur nicht auf den Gedanken, die restlichen Kugeln

auf mich zu verfeuern, meine Leibwächter behalten dich immer im Auge und sind schneller.«

Nach diesen Worten machte Silva kehrt und verschwand in der zerfallenen Burg.

Paretti atmete tief durch. Obwohl es kühl war, stand der Schweiß auf seiner Stirn. Er schaute zum Himmel hoch. Die Dämmerung kam mit aller Macht. Schemenhaft war der fast durchsichtig scheinende Vollmond zu sehen. Er würde, wenn es dunkel war, an Farbe zunehmen.

Vollmond – Werwölfe. Eine Gänsehaut kroch über Parettis Rücken. Er biß die Zähne so hart zusammen, daß es knirschte. Dann warf er Foucert einen Blick zu.

»Mach nur keinen Mist, Junge«, flüsterte der Rektor. »Wenn wir hier mit heiler Haut herauskommen, packe ich meine Sachen und haue ab. Erschieß diese Lupina, dann bekommen wir den Stoff und verschwinden. Gegen Silva kommst du nicht an. Schmeiß die Knarre hinterher weg.«

»Ich hatte tatsächlich daran gedacht, auch die Blonde hinterher umzulegen«, murmelte Paretti.

»Daran darfst du nicht einmal denken«, flüsterte der Rektor.

»Und jetzt halt den Mund, sie kommen…«

***

»Nehmt ihr Sinclair hoch!« hatte die Werwölfin befohlen, drehte den Kopf und schaute zum Mond.

Sie liebte ihn, liebte ihn über alles. Noch hatte er nicht seine volle Kraft entfaltet. Es würde allerdings nicht mehr lange dauern, dann strahlte sein Licht klar auf den Hof. Auch die andere wartete auf den Vollmond.

Silva!

Ihr Name hatte sich in das Hirn Lupinas eingegraben. Sie eine Wölfin, die andere ebenfalls. Und eine, die sich nicht unterwerfen wollte, die nicht der Königin ihren Tribut zollte. Aber sie würde es tun, wenn nicht, mußte sie sterben. Denn die alte Zigeunerweissagung mußte ihre Erfüllung finden.

Lupina drehte den Kopf und schaute hinüber zu Silva, die mit den beiden Männern zusammenstand. »Was haben die drei da wohl zu flüstern?« fragte sie.

»Einer ist der Rektor der Schule«, sagte Marcel.

»Und der andere?«

»Den kenne ich nicht.«

»Aber sie hängen irgendwie mit drin. Bin gespannt, was der Rektor sagen wird, wenn er dich sieht.«

»Foucert wird sein Maul halten.« Marcel grinste im wahrsten Sinne

des Wortes wölfisch. »Freunde waren wir beide nämlich nicht. Wir haben uns nie leiden können.«

»Dann wirst du sicherlich Gelegenheit bekommen, dich an ihm zu rächen«, sagte Silva.

»Hoffentlich.«

Die beiden Männer gingen ein paar Schritte vor, während Silva im Schloß verschwand.

»Wo sollen wir mit Sinclair hin?« fragte Marcel.

»Werft ihn vorerst in irgendein Verlies. Davon gibt es sicherlich mehrere im Schloß.«

»Abgemacht.«

Die beiden gingen los. Auch ich hatte wieder die Unterhaltung vernommen und kam mir vor wie ein verdammter Rollschinken in diesem dämlichen Teppich. Man wollte mich in ein Verlies werfen und zu gegebener Zeit wieder hervorholen.

Toll, dann konnte Lupina das vollenden, was ihr einmal nicht gelungen war.

Man hatte mich aber auch reingelegt wie einen Narren. Ich hoffte nur, daß Suko und Jane erfolgreicher gewesen waren. Allerdings war mir nicht bekannt, wo sie steckten. Vielleicht hatten sie die Spur auch verloren.

Es war kein Vergnügen, in einem Teppich eingewickelt getragen zu werden. Der Mann und die Frau waren von unterschiedlicher Größe, ich kippte und schaukelte hin und her. Zudem war mir leicht übel, die Nachwirkungen des Luftmangels ließen nicht auf sich warten.

Paretti und Foucert sahen die beiden mit ihrer Last auf sich zukommen. Sie wichen den Blicken aus. Auch Foucert, obwohl er Marcel Vasely gut kannte.

Marcel blieb stehen. »Na, Herr Rektor?« höhnte er. »So trifft man sich wieder.«

Foucert erwiderte nichts, dafür übernahm Paretti das Wort. »Haut ab und kümmert euch um euren Kram.«

Marcels Augen funkelten. »Ich bin mal gespannt, ob du später auch noch so reden wirst.« Dann gingen er und seine Schwester weiter. Sie betraten das Schloß. Keiner von ihnen war jemals hier gewesen. Die Räume waren fremd für sie.

»Wohin?« erkundigte sich Jovanka.

Marcel blieb stehen. Er schaute sich um und entschloß sich für die rechte Seite.

Die gingen sie entlang. Dabei mußten sie über Geröll und Steine steigen. Manches war von der Decke gefallen, anderes wiederum von der Wand, die große Flecken zeigte, als hätte jemand mit dem Hammer dagegen geschlagen.

Wenig später blieb der zuerst gehende Marcel stehen. »Da ist eine

Luke«, sagte er. »Sogar eine Leiter steht da. Und einen Chinesen haben sie angekettet. Der Kerl ist bewußtlos.«

»Was willst du machen?« fragte Jovanka.

»Den werfen wir hier rein.«

Sie rollten den Teppich von der Schulter.

Ich verkrampfte mich im Innern der Rolle. Sehr wohl hatte ich die Worte verstanden. Und ich hatte auch gehört, wie die Kerle mit dem Rektor sprachen.

Roland Foucert war also auch hier. Es schien mir, als würde er sein eigenes Süppchen kochen.

Verdammt, in welch ein Komplott war ich da wieder hineingeraten? Meine Überlegungen wurden unterbrochen, denn die beiden kippten den Teppich nach rechts.

Im nächsten Augenblick fiel ich in die Tiefe und hatte Mühe, einen Schrei zu ersticken.

Der Aufprall.

Trotz des Teppichs war er verdammt hart und fuhr mir durch sämtliche Glieder. Ich biß die Zähne zusammen, bekam die Zunge dazwischen und schmeckte Blut. In meinem Nacken begann es wieder zu schmerzen, dann lag ich still.

»So, da kann er erst einmal liegenbleiben«, hörte ich die Stimme des Lehrers, bevor sich er und seine Schwester entfernten.

***

Roland Foucert war einige Schritte in das Schloß hineingegangen.

»Sie sind verschwunden«, meldete er.

Paretti grinste scharf. »Dann ist diese Lupina nur noch allein auf dem Hof.«

»Genau.«

»Sollen wir es machen?«

»Wir?« Foucert lachte leise. »Du bist doch der Mann.«

»Merde, du Feigling. Gehst du nicht mit?«

»Doch.«

»Dann machen wir es jetzt.«

Lupina schien ahnungslos zu sein. Sie stand mitten auf dem Burghof, drehte den Männern ihren Rücken zu und genoß es, wie die Dunkelheit immer mehr zunahm.

Sie schaute zum Himmel.

Dort trat der helle Vollmond deutlicher hervor, eine gelbe Scheibe, in der die Kraft einer dunklen, gefährlichen Magie steckte, die von Werwölfen und Vampiren angebetet wurde und ihnen die Möglichkeit gab, zu reißenden Bestien zu werden.

Der Mond!

Sinnbild des Bösen, ein Gestirn, über das zahlreiche Geschichten und

Legenden erzählt wurden, und dessen magische Stärke doch nie erforscht worden war.

Lupina fühlte das Kribbeln. Ihre Haare auf dem dichten Fell stellten sich aufrecht, sie hatte den Mund weit geöffnet, den Kopf in den Nacken gelegt und nahm die Kraft voll in sich auf. Sie badete sich in seinem Schein, der fahl ihren Körper umflorte.

Auch in ihren Adern floß Blut. Schwarzes Blut, Lebenssaft einer dämonischen Kreatur, die jetzt aktiviert wurde. Ein bekanntes Gefühl stellte sich ein. Sie merkte das Rauschen, das Blut schien sich zu erwärmen, schien zu kochen und wie siedendes Wasser durch ihre Adern zu laufen.

Die langen, blonden Haare verloren ihren Schimmer. Sie wurden stockig und fahl. Lupina merkte, wie sich ihr Mund spannte und verlängert wurde, so daß sich bereits eine Schnauze bildete. Überall sprossen Haare. Sie drangen aus ihrer Haut hervor und bedeckten ihr gesamtes Gesicht. Gleichzeitig wuchsen auch die Zähne. Sie wurden zu gefährlichen Hauern, zum Gebiß einer Bestie, die damit alles reißen konnte. Auch die Haare verloren jetzt jegliche Form und Farbe. Sie selbst verwandelte sich in einen dichten Pelz.

Lupina knurrte.

Jetzt hörte es sich wirklich an, wie das Knurren eines hungrigen Wolfes.

Und hungrig war sie. Sie brauchte Menschen, sie brauchte deren Blut!

Einzig und allein die Augen waren so geblieben wie zuvor. Ansonsten hatte sich an ihrem Kopf alles verändert, selbst die Stirn war eingefallen.

Lupina hatte die endgültige Verwandlung hinter sich, riß ihre Schnauze auf und stieß ein klagendes Geheul aus, das schaurig über den Burghof hallte.

Es vermischte sich mit dem jammernden Geräusch des Windes zu einer Melodie des Schreckens.

Auch Foucert und Paretti hatten mitbekommen, daß etwas nicht stimmte. Allerdings täuschte sie die Dunkelheit. So sahen sie erst genau, was geschehen war, als sie sich dicht hinter Lupina befanden.

Sie blieben stehen. »Verdammt!« flüsterte Paretti.

»Willst du kneifen?« fragte Foucert.

»Nein, aber sie hat sich verwandelt. Das ist kein Haar mehr, das ist nur noch Fell.«

»Eben eine Wölfin.«

Paretti nickte. Er zog die Beretta, die mit Silberkugeln geladen war. Damit wollte er diese verdammte Wölfin umlegen. Eine Kugel in den Schädel, und das Biest existierte nicht mehr.

Foucert hielt sich etwas zurück. Er traute dem Braten nicht so recht.

Wenn Paretti schoß, wollte er nicht unmittelbar an seiner Seite sein. Der Südfranzose merkte überhaupt nicht, daß sich sein Partner zurückgezogen hatte. Er war nur auf die Wölfin fixiert. Sie war groß wie ein Mensch, stand auf zwei Beinen, und als sie sich jetzt halb drehte, sah der Mann ihr Profil.

Es war tatsächlich das einer Wolfsschnauze!

Paretti schluckte.

Er hob die Waffe, zielte genau und sein Finger fand den Abzug.

Er brauchte ihn nur noch zu krümmen.

Da schaute die Wölfin ihn an. Blitzschnell hatte sie sich gedreht, jetzt standen sich die beiden Auge in Auge gegenüber, und plötzlich schaffte Paretti es nicht mehr, abzudrücken. Er bekam einfach den Zeigefinger nicht zurück. Es schien, als würde Leim daran kleben.

Er stöhnte auf.

Lupina starrte ihm in die Augen. »Was wolltest du, du Narr? Mich töten?«

Er nickte.

»Niemand kann mich töten. Schon gar nicht so ein Wicht wie du es bist!«

»Ich habe Silberkugeln«, flüsterte Paretti. »Geweihte Silberkugeln. Die schaffen dich.«

»Vielleicht«, erwiderte Lupina. »Aber das tust du nicht aus eigenem Antrieb?«

»Nein.«

»Wer ist also dein Auftraggeber?«

Da lachte Paretti. »Ist das wirklich so schwer zu raten, du Bestie?«

»Also Silva.«

»Genau.«

»Ich danke dir, daß du mir vor deinem Tod noch die Information gegeben hast«, erklärte Lupina.

Da wurden Parettis Augen groß. »Vor meinem Tod?« keuchte er. »Wirklich vor meinem Tod?«

»Ja, denn du wirst sterben. Ich werde dich umbringen.« Sie hatte den Satz kaum ausgesprochen, da zuckte sie schon zur Seite. Es war ein blitzschnelles Reagieren, durch keinen Ausdruck in den Augen angezeigt.

Paretti schoß.

Vor der Mündung blühte für einen winzigen Moment eine Feuerblume auf, aber die Kugel jaulte an der weiblichen Bestie vorbei und pfiff irgendwo in den Nachthimmel.

Der Dealer schwenkte die Pistole. Plötzlich hatte er Angst. Zu einem zweiten Schuß ließ Lupina ihn nicht kommen. Dieses Risiko war ihr doch zu groß.

Ein Schlag gegen die Waffenhand prellte dem Dealer die Pistole aus

den Fingern.
Sie fiel zu Boden, blieb liegen, und starr schaute Paretti auf die Waffe.
Starr und ungläubig!
Bis er das Kichern hörte und Raubtiergeruch wahrnahm. »Jetzt bist du dran«, sagte die Stimme der Werwölfin in einem heiser klingenden, flüsternden Ton.
Bei dem Dealer sträubten sich die Nackenhaare. Eine kalte Hand fuhr seinen Rücken hinab und schien Eiskristalle auf seine Haut zu legen. Groß wurde die Furcht.
In diesem Moment drang das Licht des Vollmonds durch die dünnen Wolken. Ein Windstoß hatte ein kurzes Stück des Himmels blankgefegt. Freie Bahn für den Mond.
Für die Kraft des Bösen!
Irgendwie wußte Paretti dies, aber er konnte mit diesem Wissen nichts mehr anfangen.
Die Wölfin war schneller!
Zuerst sah Paretti das Blut, dann kam der Schmerz. Der Prankenhieb hatte ihm den rechten Jackenärmel buchstäblich aufgefetzt, das Hemd darunter zerrissen und blutige Furchen in die Haut gegraben.
Paretti starrte auf seinen Arm, ohne den Vorfall richtig begreifen zu können.
Dann stöhnte er, preßte die Zähne zusammen und versuchte, sich gegen die Werwölfin zu widersetzen. Seine Hände fanden kein Ziel.
Die Bestie war einfach zu schnell, Lupina wurde zu einem wirbelnden Schatten.
Ein mörderischer Hieb traf den Rücken des Dealers und schleuderte den Mann nach vorn.
Bevor sich sein Mund mit Dreck und Erde füllte, stieß er einen Hilfeschrei aus.
»Roland!«
Aber Foucert hörte nicht oder wollte nicht hören. Er war zur Burg hingeflüchtet und sah die beiden Kämpfenden nur als bizarre Schatten.
Lupina bückte sich, zog ihr Opfer hoch und schleuderte es wuchtig zur Seite.
Wieder blieb der Dealer liegen.
Diesmal wurden beide vom Mondlicht getroffen. Scharf zeichneten sich ihre Konturen ab.
Foucert bekam mit, wie grausam Lupina werden konnte. Heftig bewegte sie sich hin und her, bückte sich ein paarmal, er hörte seinen Kumpan noch schreien, das abrupt verstummte, zu einem Wimmern wurde und schließlich nicht mehr zu hören war.
Stille breitete sich aus.

Totenstille.

Roland Foucert stand wie festgeleimt auf seinem Platz. Er hatte beide Hände gegen seine Brust gepreßt und spürte, wie das Herz regelrecht stampfte.

Lupina richtete sich auf. Dies geschah mit einer langsamen, fast zeitlupenhaften Bewegung, und sie richtete ihren Blick gegen Roland Foucert.

Der Rektor glaubte, die erbarmungslosen Raubtieraugen schimmern zu sehen. Unwillkürlich duckte er sich zusammen.

Dann machte er kehrt. Er drehte sich so rasch auf dem Absatz herum, daß er fast gestürzt wäre und taumelte in die Burg hinein. Begleitet wurde seine Flucht von einem schaurigen Heulen, das Lupina ausstieß und als Siegesmelodie über den Burghof schallte…

***

Trotz des dumpfen Gefühls im Kopf, gingen mir die letzten Worte des Mannes nicht aus dem Hirn. Er hatte von einem bewußtlosen Chinesen gesprochen.

Das konnte nur Suko sein!

Also hatten sie auch ihn in ihre Gewalt bekommen.

Ich lag auf dem Rücken. Bewegen konnte ich mich überhaupt nicht, es war eine verdammte Situation. Zudem war ich waffenlos.

Die Gegenseite hatte mir die Pistole abgenommen, und auch auf mein Kreuz mußte ich verzichten.

Wenn ich mich jetzt verteidigte, dann eben mit den blanken Fäusten, und das gegen gefährliche Werwölfe.

Ich versuchte, mich in dem engen Gefängnis zu drehen. Das heißt, ich wollte meinen Körper so in Bewegung bringen, daß ich den Teppich vielleicht aufrollen konnte.

Das ging nicht.

James Bond hätte es vielleicht geschafft, ich war dazu nicht in der Lage.

Also probierte ich nicht weiter, sondern blieb still liegen.

Abermals mußte ich niesen.

Dieser verdammte Teppich steckte voller Dreck und Staub. Als ich das zweitemal fast explodierte, sagte jemand: »Gesundheit!«

Ich mußte grinsen. Eigentlich hätte Bill Conolly so etwas sagen können, doch die Worte stammten von Suko.

»Danke!« Nur mühsam brachte ich das Wort hervor.

»Du steckst im Teppich, wie?«

»Ja, wie eine Ölsardine.«

»Und mich hat man hier angekettet«, vernahm ich die Stimme meines Freundes.

»Was ist mit Jane?«

»Keine Ahnung, John. Vielleicht ist sie entwischt.«

»Hoffentlich.« Ich pustete Staub zur Seite. »Wie sieht es hier eigentlich aus?«

»Bescheiden. Wenn etwas über den Teppich läuft, dann sind es Ratten, John. Ansonsten sehe ich vor mir eine Leiter, die ich aber nicht erreichen kann. Dann liegt hier noch Schutt und Geröll, außerdem ist es feucht. Kommt mir vor wie eine Wartekammer für die Hinrichtung.«

»Das ist es wahrscheinlich auch. Und wer hat dich überwältigt?« krächzte ich. Ich mußte immer laut sprechen, damit Suko auch etwas verstand.

»Dieser Rektor.«

»Was?« Diesmal lachte ich tatsächlich, obwohl mir danach nicht zumute war.

»Ja, das ist ein hinterhältiger Bursche. Ich habe ja meinen von Buddha geerbten Stab, aber der Kerl hat einen elektrisch geladenen, wo er auch die Dosis regulieren kann, die er dir geben will. Mich hat es auf jeden Fall umgehauen.«

»Danke für die Information.«

»Glaubst du denn, daß wir damit etwas anfangen können?«

»Das hoffe ich.«

»Na, dann hoff mal weiter. Ich bin so gut wie nackt. Nur den Stab haben sie mir gelassen.«

»Ist doch wenigstens etwas. Ich mußte sogar mein Kreuz in einen Pool werfen.«

»Ehrlich.«

»Und wie.« Dann berichtete ich Suko, wie man mich überwältigt hatte.

»Heldenhaft hast du dich auch nicht benommen«, kommentierte mein Freund. »Ich habe das Gefühl, wir beide werden alt.«

»Scheint mir auch so. Trotzdem müssen wir versuchen, hier rauszukommen.«

»Aber wie?« fragte ich.

»Laß dir etwas einfallen.«

»Klar, ich rolle mich aus dem Teppich, stehe auf und spaziere von dannen.«

»So ungefähr habe ich mir das vorgestellt.«

Dann sprach keiner mehr von uns. Wir beide hatten die Schreie vernommen, die auf dem Burghof aufgeklungen waren. Als es nach einer Weile still wurde und sich meine Gänsehaut auch verflüchtigt hatte, sagte ich: »Das war bestimmt Lupina, die sich ein Opfer geholt hat.«

»Wen?«

»Keine Ahnung.«

»Aber sie wird doch ihre Macht nicht schwächen. Die stehen alle auf ihrer Seite.«

»Das ist nicht sicher. Zumindest zwischen dieser Silva und Lupina scheint es eine stramme Rivalität zu geben, wie ich heraushören konnte.«

»Ein Grund mehr für uns, hier aus diesem verfluchten Loch zu kommen«, schimpfte Suko.

»Ich kann mich hier nicht aufrollen, und dich hat man angekettet.«

»Klar, aber nicht die Beine.«

Ich dachte nach. »Wieso? Willst du mit deinen Beinen versuchen, den Teppich aufzurollen?«

»Wenn es geht.«

»Okay, dann ran.«

Am Klirren der Kettenglieder hörte ich, wie sich Suko bewegte.

Ich drückte ihm beide Daumen. Dann stieß etwas gegen die Rolle.

Das mußte Sukos Schuh sein.

Ich wartete mit vibrierenden Nerven. Auf meiner Stirn lag dick der Schweiß. Er rann mir auch in die Augen, wo er salzig brannte.

Wieder traf Suko die Rolle.

»Und?« fragte ich.

»Shit, ich schaffe es nicht.«

»Mach weiter.«

»Dann gib mir noch ein Bein, aber ein längeres, zum Henker.«

Suko gab nicht so leicht auf, aber wenn er sagte, daß es nichts brachte, dann stimmte das.

Ich biß vor Wut die Zähne zusammen. Wir würden weiterhin hier hilflos liegenbleiben, da war nichts mehr zu ändern.

Wir schwiegen.

Schließlich meinte Suko: »Irgendwann werden sie uns holen, vielleicht haben wir dann eine Chance.«

»Oder sie killen uns hier.«

»Mann, hör auf, John!«

Ich hatte eine Antwort auf der Zunge, als mein Freund sagte: »Da kommt jemand.«

»Wer?«

»Weiß ich nicht. Aber ich habe Schritte gehört.«

»Von einem Menschen?«

»Genau.«

Ich hielt den Mund und wartete mit klopfendem Herzen ab, was sich in den nächsten Minuten tun würde.

Auch Suko war gespannt. Er hatte sich etwas bequemer hingestellt, hing nicht mehr in der Schräglage, denn seine Gelenke an den Schultern schmerzten noch immer. Den Kopf hatte er gedreht, so daß er zu der Öffnung an der Decke schauen konnte.

Ein Mann erschien.
Es war Al Astor.
Dicht am Lukenrand blieb er stehen und schaute hinunter.
»Was wollen Sie, Astor?« fragte Suko so laut, daß auch ich den Namen verstehen konnte.
»Ich will mich nur davon überzeugen, ob ihr auch gut aufgehoben seid«, erwiderte er und lachte hämisch.
»Danke, es geht.«
»Bald seid ihr dran«, meinte Astor schadenfroh.
»Und womit?« erkundigte sich Suko. Er schaute schräg nach oben. Astor hatte sich etwas vorgebeugt und rieb beide Hände gegeneinander. Sie waren ziemlich trocken. Fast hörte es sich an, als würde er mit Papier knistern.
»Die Wölfe werden euch fressen.«
»Welche, die echten?«
»Nein, die Werwölfe.«
»Noch leben wir«, sagte Suko. »Und an deiner Stelle würde ich auch hübsch vorsichtig sein, mein Freund.«
»Was soll das heißen?«
»Das will ich dir sagen. Wir haben so unsere Erfahrungen, Al Astor. Diese Lupina ist die Königin der Wölfe, und sie läßt sich ihren Titel nicht nehmen. Auch nicht von deiner Silva. Sie wird sie umbringen, um ihr Ziel zu erreichen, denn als Königin kann sie sich keine Niederlage leisten. Wenn Silva tot ist, wird sie sich die vornehmen, die zu ihr gehalten haben. Da kommt nur einer in Frage. Eben der gewisse Al Astor.«
»Das bildest du dir ein!« zischte der Messerheld.
»Denk an meine Worte, wenn es soweit ist. Einen hat Lupina ja schon umgebracht.«
»Woher willst du das wissen?«
»Ich habe die Schreie gehört.«
Al Astor verzog sein Gesicht. »Na und?« giftete er, wobei Speichel aus seinem Mund rann. »Das macht uns gar nichts. Warum hat sich dieser Paretti auch gegen sie gestellt. Er hätte zu ihr halten können, dann wäre es nicht passiert.«
»Auf welcher Seite stehst du denn?«
Astor lachte. Das Geräusch schallte Suko entgegen. Astors Gesicht sah der Chinese nur als einen hellen Flecken, weil es auch hier inzwischen dunkel geworden war. »Ich stehe auf der richtigen Seite, Chinese.«
»Das glaube ich kaum.«
»Halt jetzt dein Maul oder ich stopfe es dir!«
»Wie denn, Astor? Du kannst doch nur einen Arm gebrauchen. Den anderen hat dir ja eine Frau außer Gefecht gesetzt. Da ist nichts mehr zu machen.«

»Reichen die Ketten nicht?« höhnte Astor.
»Mit dir Witzfigur nehme ich es immer auf!«
Al Astor straffte sich. Seine Gestalt schien zu wachsen, als er einatmete. »Mein Messer!« flüsterte er, »habe ich immer noch. Und links bin ich ebensogut wie rechts.«
»Entschuldige, wenn ich das für übertrieben halte«, erwiderte Suko spöttisch.
Das war genau ein Satz zuviel für Astor. Und der Mann tat das, was sich Suko erhofft hatte.
»Ich komme zu dir!« zischte er, »und schnitze dir mein Monogramm in den Balg.«
»Ja, weil ich wehrlos bin.«
Da lachte Astor. Es war ein bösartiges Lachen, voll sadistischer Vorfreude.
»Du kannst mir ja die Ketten aufschließen«, bemerkte Suko. »Dann kämpfen wir Mann gegen Mann.«
»Nein, Chink, der Schlüssel bleibt in meiner Tasche. Darauf kannst du dich verlassen.«
»Also doch feige.«
Astor gab keine Antwort mehr. Er drehte sich um, und Suko dachte schon daran, daß er verschwinden würde, doch Astor wollte nur rückwärts die Leiter herunterklettern. Dabei hielt er sich mit der linken Hand an den jeweils hinter ihm liegenden Sprossen fest. Die rechte konnte er tatsächlich nicht gebrauchen.
Die letzten beiden Stufen sprang er, kam drei Schritte von Suko und einen Schritt von der Teppichrolle entfernt auf und drehte sich um.
In der Drehung zog er das Messer.
Er hatte nicht übertrieben. Mit der linken Hand war er tatsächlich so schnell wie mit rechts.
Suko beobachtete ihn genau. Er war bis an die Wand zurückgewichen. Das rauhe Gestein spürte er im Rücken.
Astor stand geduckt vor ihm. Dabei hatte er sein Gewicht auf die Ballen verlagert und tänzelte leicht hin und her. »Na, immer noch die große Schnauze?« höhnte er.
Suko hob die Schultern. Er schaute auf die Klinge. Sie war schmal, spitz und gefährlich. Einmal hatte sie sich dicht an Janes Kehle befunden, aber da hatte Astor nicht zugestoßen. Hier wollte er es.
»Ich weiß nicht, ob es gut ist, wenn du den Wölfen die Beute wegnimmst«, meinte Suko.
Al lachte nur. »Ich werde dich doch nicht töten, Chink. Nur mein Monogramm sollst du bekommen.«
Er kam noch einen Schritt näher.
Suko war die gespannte Aufmerksamkeit. Astor hörte auch auf zu tänzeln.

Für einen Moment stand er still. Er konzentrierte sich auf den Stoß.

Und der kam.

Al Astor wuchtete blitzschnell seinen Körper vor. Gleichzeitig streckte er seinen rechten Arm aus. Er machte ihn so lang wie möglich, wollte den Schnitt von links nach rechts ziehen und dabei quer über Sukos Brust.

Da traf ihn der Tritt.

Suko hatte mit dem rechten Fuß zugetreten, und der Treffer glich einem Hammerschlag. Bevor die Messerspitze Suko berühren konnte, zuckte Astor zusammen, sein Sprung wurde gebremst, und der Mann wirkte eine Sekunde lang wie eine Puppe.

Schwer krachte er zu Boden, wo er stöhnend liegenblieb.

Der Chinese trat noch einmal zu. Sehr dosiert, denn er wollte den Mann nicht töten. Seine Schuhspitze streifte den Kopf des Messerhelden.

Astor verdrehte die Augen und wurde bewußtlos.

Der Chinese atmete auf.

Ich hatte in meinem eingerollten Teppich den Dialog mitgehört und auch die anschließenden Kampfgeräusche. Als es jetzt still war, wurde mir zuerst heiß und kalt, dann hörte ich Sukos Stimme.

»Er schläft, John.«

Mir fiel der Stein vom Herzen. »Und jetzt?« fragte ich.

Suko schaute auf den Bewußtlosen. »Der hat ja die Schlüssel«, erklärte er. »Mal sehen, wie wir es hinbiegen. Er liegt nicht sehr günstig.«

»Kannst du ihn umdrehen?«

»Mit den Füßen«, erwiderte der Chinese und machte sich sofort an die Arbeit.

Suko ging so weit vor, wie es die Ketten zuließen. Dann spreizte er die Beine und schob seine Füße unter die Schultern des bewußtlosen Al Astor. Er klemmte die Füße dabei in den Achselhöhlen ein und zog den Mann näher zu sich heran. Das kostete Kraft und Geduld. Suko hatte beides.

Schließlich lag der andere so, wie er ihn haben wollte. Der Chinese atmete auf.

»Wie weit bist du?« fragte ich.

»Er liegt jetzt direkt vor mir. Ich muß ihn nur noch umdrehen.«

»Schlaf aber nur nicht ein.«

»Sei ruhig in deiner Rolle.«

Zuerst hob Suko das linke Bein an, und er schaffte auch den Körper ein Stück in die Höhe. Er setzte noch mehr Kraft ein, und schließlich kippte Astor um.

Jetzt lag er zwischen Sukos Beinen auf dem Rücken.

»Er liegt richtig«, erklärte mir der Chinese.

»Mach weiter!« forderte ich ihn auf und hörte, die Kettenglieder gegeneinanderklirren.

Suko hatte sich gebückt und seine Arme so weit ausgestreckt wie möglich.

Er schaffte es tatsächlich, an die Hosentasche des Mannes zu gelangen. Jetzt mußte er seine Hand drehen. Das war mit sehr großen Anstrengungen verbunden, denn die Manschette saß verdammt fest um sein Handgelenk.

Suko zog ein Taschentuch hervor, auch ein paar Münzen, einen Schlüssel fand er nicht.

Ich hörte an seinem Schimpfen, daß der erste Versuch erfolglos verlaufen war.

»Muß mir die anderen Taschen vornehmen!« keuchte der Chinese. »Mal ran, Mensch.«

»Eile mit Weile!«

Suko strengte sich wirklich an. Er schob Al Astor noch weiter nach links, wobei das Messer freigelegt wurde, das der Mann zuvor mit seinem Körper verdeckt hatte.

Auch in die rechte Hosentasche konnte Suko greifen. Seine Finger tasteten, und er hatte Glück.

Suko fand den Schlüssel.

»Ich habe ihn!« rief er triumphierend aus.

»Dafür kriegst du den ersten Preis. Eine Baggerfahrt durch's Gebirge.«

»Ja, und du mußt lenken!« keuchte der Chinese, denn er war dabei, den Schlüssel zwischen die Finger zu nehmen. Der schwierigste Teil der Aufgabe begann. Er mußte den flachen Schlüssel in das kleine Schloß an der Manschette bekommen.

»Steck ihn zwischen die Zähne«, riet ich ihm.

»War gerade dabei.«

Suko klemmte sich den Schlüssel zwischen sein Gebiß und drehte den Kopf nach links. Gleichzeitig brachte er seinen Arm in die Nähe und versuchte, das Schloß an der Manschette so nahe wie möglich an den Schlüssel heranzubringen.

Beim ersten Versuch stieß er daneben.

Der zweite.

Diesmal klappte es fast. Um ein Haar hätte Suko den Schlüssel verloren.

Der dritte Anlauf.

Geschafft.

Der kleine Schlüssel glitt in das Schloß und blieb darin stecken.

Suko atmete auf. So laut und befreiend, daß ich dieses Geräusch sogar vernahm.

»Hast du es gepackt?«

»Fast.« Suko führte die rechte Hand an den Schlüssel und drehte ihn

herum. Er konnte seinen Bewachern nur danken, daß die Eisenketten lang genug waren. Wären sie kürzer gewesen, hätte alles keinen Sinn gehabt.

Der erste Ring fiel. Suko konnte seinen Arm wieder freibewegen.

Die zweite Manschette zu lösen, war nur mehr ein Kinderspiel. Suko rieb seine Gelenke. Die Manschetten hatten ziemlich straff gesessen, das Fleisch war eingedrückt, die Zirkulation des Blutes kam wieder in Gang, und Suko hatte das Gefühl, als würden tausend Ameisen durch seine Hände laufen.

Er bückte sich und rollte den Teppich auf. Ich wurde dabei einige Male um die eigene Achse gedreht, und als Suko das letzte Stück zur Seite schlug, atmete ich auf.

Endlich geschafft!

Ich setzte mich hin. Dabei grinste ich Suko an, der den rechten Arm ausstreckte.

Der Chinese half mir hoch. Einen leichten Schwindel mußte ich überwinden, dann ging es mir besser.

»Welche Waffen hast du noch?« fragte Suko.

»Nur den Dolch.«

»Und ich habe den Stab. So völlig wehrlos sind wir nicht.« Er deutete nach oben. »Erst einmal raus.«

Suko kletterte vor. Als er die Hälfte der Leiter hinter sich gelassen hatte, geschah es.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel erschienen die drei Schatten am Lukenrand. Wir hörten das gefährliche Knurren und wußten sofort Bescheid.

Die Wölfe waren da!

***

Sie starrten aus brennenden Raubtieraugen hinunter in den Burghof.

Über eine Treppe war Silva hochgegangen und hatte sich an eine Fensterluke gestellt.

So konnte sie mitansehen, was Lupina mit diesem Paretti anstellte. Erst ihre Verwandlung, dann tötete sie den Mann.

Silva beobachtete jede ihrer Bewegungen. Sie mußte sich eingestehen, daß diese Wölfin äußerst gefährlich war. Man konnte sie als raffiniert, schnell, wendig und kampfstark bezeichnen. Ihre Bewegungen waren fließend, sie gingen ineinander über, nichts daran war überflüssig oder zuviel.

Dann tötete sie ihr Opfer.

Auch dies tat sie nicht in einem Ansturm von Gefühlen, sondern mit kalter Routine.

Silvas Augen leuchteten. Sie mußte sich eingestehen, daß Lupina nicht umsonst die Königin der Wölfe genannt wurde. Für einen

Moment dachte sie daran, sich unter die Fuchtel der Werwölfin zu stellen. Sofort verschwand der Gedanke wieder aus ihrem Hirn.

Nein, so einfach wollte sie es nicht machen. Lupina sollte nicht gewinnen, auf keinen Fall, auch die Vaselys waren stark. Wie stark, das wollte Silva noch in dieser Nacht herausfinden.

Sie drehte sich um und spannte ihren Körper, denn im offenen Türrechteck stand ein Schatten.

Silva erkannte den Mann sofort. Es war Roland Foucert. »Was willst du hier?« zischte sie.

»Lupina hat ihn getötet!« keuchte Foucert. »Sie dreht durch.«

»Ich weiß.«

»Willst du nichts unternehmen?«

»Doch.«

»Und was?«

»Das laß meine Sorge sein.«

Roland Foucert ließ sich durch die Abfuhr nicht beirren. »Bist du überhaupt sicher, daß Marcel und Jovanka auf deiner Seite stehen? Ich habe sie unten gesehen, auch sie schauten dem Kampf zu. Und sie haben gelächelt.«

»Beide sind Vaselys!« zischte Silva.

»Das bedeutet nicht viel!«

»Du Idiot!« zischte die Blonde. »Du hast keine Ahnung von einem Familienzusammenhalt. Wenn es hart auf hart kommt, werden sich Marcel und Jovanka auf meine Seite stellen, das kannst du mir glauben!«

»Dann rechnest du mit einer Auseinandersetzung zwischen dir und Lupina?«

»Es ist wahrscheinlich.« Silva drehte ab, weil sie Stimmen im Burghof gehört hatte.

Lupina hatte Marcel und Jovanka gerufen. Sie waren ihrer Aufforderung sofort gefolgt. Langsam schritten sie auf die Königin der Wölfe zu und passierten dabei auch das Mondlicht, das einen Schleier um ihre Körper legte.

Sie tankten Kraft!

Für wen? Für Lupina oder für Silva? Sie hatte sich vorhin sehr sicher gegeben, aber sie war es nicht. Foucert sollte nur glauben, daß sie stark war, und auf ihre Tiere konnte sie sich auch nicht verlassen.

Wie Al Astor reagierte, wußte sie auch nicht.

Wo steckte der Mann überhaupt?

Danach fragte sie Foucert.

»Ich weiß es nicht. Zuletzt habe ich ihn auf dem Hof gesehen. Dieses Weib hat ihm vielleicht das Gelenk gebrochen.«

»Möglich. Dann such ihn und hol ihn her. Ich will ihn in meiner Nähe haben.«

»Es ist gut.« Foucert verschwand. Er war kaum aus dem Zimmer, als Silva begann, sich auszukleiden. Zuerst öffnete sie ihre Lederjacke. Darunter trug sie nichts. Dann nestelte sie an dem Hosengürtel herum, stieg erst aus den Schuhen, bevor sie die enge Hose über die langen, gut gewachsenen Beine streifte.

Jetzt bedeckte nur noch ein knapper, grünlich schimmernder Slip ihren Körper. Den ließ sie an. Dafür reckte sie sich und warf ihre lange Haarflut in den Nacken.

Sie warf noch einen Blick in den Hof, als sie flüsterte: »Ich komme, Lupina, und ich will sehen, wer von uns beiden die stärkere ist…«

***

Der Wolf ließ sich kurzerhand fallen!

Er war der erste am Lukenrand, die anderen hielten sich zurück.

Suko konnte nicht mehr ausweichen, er riß zwar noch die Arme hoch, aber da prallte das Tier schon auf ihn.

Und es hatte sein Gewicht. Der Chinese konnte sich nicht mehr halten. Er wurde von der Leiter gerissen und krachte gemeinsam mit der Bestie zu Boden.

Ich wollte Suko zu Hilfe eilen, hielt jedoch in der Bewegung inne, denn die beiden anderen Wölfe sprangen und hatten mich als ihr Ziel ausgesucht.

Beide Hände legte ich zusammen und kreiselte herum. Der Rundschlag krachte gegen den Kopf des ersten Tiers. Das verkraftete selbst diese Bestie nicht. Sie wurde zur Seite geschleudert und wand sich jaulend auf dem Boden.

Dem zweiten Tier entging ich durch einen gedankenschnellen Sprung zur Seite.

Suko kämpfte mit dem dritten Wolf. Er hatte so etwas wie Routine. Er selbst lag auf dem Rücken, das Tier befand sich über ihm und hatte sein Maul weit aufgerissen, um die Zähne in Sukos Hals zu schlagen.

Der Chinese riß sein Knie hoch und rammte es in den Leib der Bestie. Der Wolf zuckte zurück.

Sofort packte Suko das neben ihm liegende Messer. Seine Hand beschrieb einen Halbbogen, und im nächsten Augenblick wurde das Fell des Wolfes dunkel und naß.

Das Tier knickte zuerst in den Vorderläufen ein. Es warf in einer letzten Bewegung den Kopf hoch und stieß ein erbärmliches Winseln aus.

Dann kippte es zur Seite und blieb tot liegen.

Suko atmete auf und kam hoch. Er suchte mich, denn ich hatte die beiden Bestien noch längst nicht besiegt.

Der zweite Angreifer war noch voll bei Kräften. Er hatte auch schon zugeschnappt, und mir war der Ärmel an der Seite eingerissen. Als er

sich, von dem kleinen Erfolg begeistert, wieder auf mich stürzen wollte, traf ihn mein geweihter Dolch. Ich war dabei zur Seite gehuscht, in seinen Rücken gelangt und stieß dabei von oben nach unten zu.

Etwas rieselte aus dem Fell und wurde vom dunklen Blut mitgeschwemmt.

Ein weißes Pulver, wahrscheinlich Heroin oder Kokain. Dann brach das Tier in die Knie.

Den anderen Wolf hatte Suko inzwischen erledigt, so daß wir auf drei Kadaver schauten.

Der Chinese nickte. »Eine Gefahr weniger«, bemerkte er.

Ich säuberte die Klinge und steckte den Dolch wieder ein. »Ja, das war knapp. Komm, ich will hier raus.« Diesmal hinderte uns niemand daran, die Leiter hochzusteigen. Am Lukenrand blieben wir stehen und lauschten.

Zu hören war nichts. Vor uns lag ein düsterer Gang. Ich holte die Bleistiftleuchte hervor. Als ich sie einschaltete, verlor sich der schmale Strahl in der Dunkelheit.

Dann vernahmen wir Schritte.

Sofort löschten wir die Lampe, wobei wir uns blitzschnell trennten. Suko ging hinter einem Geröllberg in Deckung, während ich mich eng gegen die Wand preßte.

Die Schritte wurden lauter. Sie waren kräftig. So ging an sich nur ein Mann.

Im nächsten Augenblick klang die Stimme durch den Gang. »He, Astor, wo steckst du?«

Es war Roland Foucert, der da rief. Dieser Knabe hatte uns noch gefehlt.

»Gib Antwort, Al!«

Er konnte sie nicht bekommen.

Aber Foucert wollte es genau wissen, deshalb blieb er nicht stehen, sondern ging weiter.

Er mußte an mir vorbei.

Schon hörte ich sein Atmen. Es klang keuchend und hastig, als wäre der Mann sehr nervös.

Sollte er.

Ich sah seinen Umriß. Selbst verschmolz ich mit der Wand. Er würde mich erst im letzten Augenblick bemerken, wenn überhaupt.

Doch irgend etwas warnte ihn, denn er blieb stehen.

Dabei schnüffelte und witterte er wie ein Raubtier, das seine Beute sucht.

Ich wollte eine Begegnung nicht noch länger hinauszögern und handelte. Mein rechter Arm flog hoch. Zwischen den Fingern hielt ich die Bleistiftleuchte und schaltete sie ein. War der Strahl auch weniger

dick als ein kleiner Finger, so blendete er Foucert doch. Er stach ihm ins Auge.

Roland Foucert zuckte zusammen.

»Ganz ruhig!« zischte ich.

Gegenüber bemerkte ich eine Bewegung. Suko löste sich aus seiner Deckung. Auch Foucert mußte sie gesehen haben, anders konnte ich mir seine Panikreaktion nicht erklären. Er machte auf dem Absatz kehrt und rannte davon.

Ich war näher bei ihm als der Chinese und jagte hinterher. Nach zwei langen Sätzen stellte ich fest, daß er so voller Panik gar nicht steckte, denn er wirbelte herum und ich bekam mit, wie er seinen rechten Arm hob. In der Hand hielt er etwas Längliches.

»Vorsicht, John! Der Stab ist geladen!« Sukos Stimme warnte mich.

Der Rektor lachte schrill und schlug zu. Genau konnte ich es nicht erkennen, sah nur die schattenhafte Bewegung und warf mich noch in der Bewegung nach links.

Mit der Seite prallte ich gegen einen Schutthaufen und verlor auch die Lampe.

Foucert sprang.

Ich bekam kleinere Steine und Sand zwischen die Finger. Das schleuderte ich ihm entgegen.

Voll klatschte die Ladung in das Gesicht des Rektors. Er brüllte wütend, fuhr mit der linken Hand in sein Gesicht und schlug mit der anderen wahllos zu.

Es war gar nicht einfach, den Schlägen zu entgehen. Er hämmerte wild um sich, und ich mußte mich vor dem elektrisch geladenen Stock hüten.

Dann sah ich die Lücke, als er etwas langsamer wurde. Mein rechter Fuß fuhr hoch. Die Spitze kollidierte mit seinem Ellbogen. Foucert schrie auf. Er verlor den gefährlichen Stab, der buchstäblich durch die Luft tanzte.

Dann prallte er zu Boden.

Ich aber war bei Foucert. Zwei Ohrfeigen schmolzen seinen Widerstand. Der Rektor sackte in die Knie. Plötzlich begann er zu heulen. Ich ließ ihn, und Suko hob den Stab auf, den er verloren hatte. Er nahm auch meine Lampe an sich, leuchtete den Stab an und untersuchte seine Funktion.

Ich beschäftigte mich inzwischen mit dem Rektor. Am Kragen zog ich ihn hoch und lehnte ihn gegen die Wand.

Foucert schien ein gebrochener Mann zu sein. Sein Gesicht war verquollen, er schluckte und zog die Nase hoch. Dieser Kerl war weich. Seine Nerven spielten nicht mehr mit, das mußte ich natürlich ausnutzen.

Ich schüttelte ihn durch. Nichts war von dem Dealer übriggeblieben,

der jungen Mädchen Rauschgift verkaufte. »Und nun reden Sie!« sagte ich gefährlich leise. »Noch haben Sie eine Chance. Ich hoffe, Sie begreifen das.«

Er nickte heftig.

»Wer befindet sich alles in der Burg und auf dem Hof?« fragte ich mit zischelnder Stimme.

»V… vier …«

»Genauer.«

»Lupina, Silva, Marcel und seine Schwester.«

»Und Ihr Kumpan, Foucert?«

»Paretti ist tot. Lupina hat ihn umgebracht.«

»Warum? Er stand doch auf ihrer Seite.«

»Nein. Silva hat ihn geschickt. Er sollte Lupina töten, denn er hatte die Pistole mit den Silberkugeln. Aber er schaffte es nicht.«

»Wo ist die Waffe jetzt?«

»Keine Ahnung.«

Ich wechselte das Thema, während Suko Wache hielt. »Dann sind Lupina und Silva also Feinde?«

»Todfeinde«, flüsterte Foucert. »Silva will Lupina zum Kampf fordern. Sie will sich nicht unterkriegen lassen. Sie wäre eine Vasely, und die machen so etwas nicht.«

»Wann findet der Kampf statt?«

»Gleich, glaube ich.«

»Wo?«

»Auf dem Hof.«

»Wie stehen die anderen dazu. Halten Marcel und Jovanka zu ihrer Schwester?«

»Das weiß ich nicht. Silva auch nicht. Verdammt, lassen Sie mich laufen. Ich verschwinde auch. Mit den Werwölfen habe ich nichts zu tun.«

»Aber mit dem Rauschgift.«

»Das ist doch eine andere Geschichte.«

»Sicher, es ist eine andere Geschichte, Herr Rektor. Allerdings eine verdammt miese. Und daß Sie als Lehrer mit drinhängen, macht die Sache nur noch schlimmer. Sie bringen den Ruf all Ihrer Kollegen in Gefahr, das sollten Sie sich hinter die Ohren schreiben. Ich sehe nicht ein, daß ich Sie laufenlasse und Sie an anderer Stelle wieder von vorn anfangen.«

»Ich schwöre Ihnen…«

»Schwören Sie nichts, Foucert.« Das waren meine letzten Worte.

Dosiert und gezielt schlug ich zu. Meine Handkante traf dort, wo ich es haben wollte.

Roland Foucert sank in die Knie. Er wurde bewußtlos. Ich ließ ihn am Boden hocken.

Das war erledigt.
Ich drehte mich zu Suko um, der mir den Stab überreichte.
»Danke«, sagte ich. »Vielleicht können wir damit auch ein paar Werwölfe kitzeln.«
»Das hoffe ich doch stark.« Suko grinste in der Dunkelheit und lachte leise.
»Vier Werwölfe!« zählte ich auf.
»Schaffen wir die?« fragte Suko.
»Sicher. Bisher habe ich nur Niederlagen einstecken müssen, das ist nun vorbei.«
»Frag mich mal.«
»Ich finde auch, daß wir sie kämpfen lassen sollten«, bemerkte ich. »Wenn zwei sich streiten, freut sich der dritte. Und Jane scheint sich ja nicht mehr hier zu befinden, dann hätte Foucert sicherlich etwas davon erzählt.«
Der Meinung war Suko auch.
Wir bewegten uns jetzt sehr vorsichtig. Auch schaltete ich die Lampe nicht ein. Oft mußten wir Hindernisse umgehen, die sich schemenhaft vom Boden abhoben. So lautlos wie möglich näherten wir uns immer mehr dem Eingang.
Da hörten wir schon die Stimmen. Sie schallten vom Hof zu uns herüber.
Es waren Frauenstimmen.
Die der beiden Wölfinnen.
»Es geht los«, wisperte ich und ging unwillkürlich schneller. Suko blieb an meiner Seite, bis wir in der Halle standen, die auch ziemlich verfallen war.
Dort hatten wir einen guten Blick nach draußen und kamen uns vor wie die Besucher von Logenplätzen, die sich ein Theaterstück ansahen, in dem der Teufel selbst Regie führte…

***

Silva schritt die brüchige Treppe hinab. Mit ihren nackten Füßen trat sie auf zahlreiche Steine, die spitze Ecken aufwiesen, aber das machte ihr nichts.
Diese Frau verspürte keine Schmerzen. Sie war erfüllt von einem unbändigen Zorn. Sie wollte endlich wissen, wer von den beiden Wölfinnen die Stärkere war. Silva hatte auch nicht vor, aufzugeben.
Der Kampf sollte bis zur völligen Vernichtung geführt werden, er mußte es sogar, denn für zwei Wesen dieser Art war auf der Welt kein Platz.
Lupina oder sie!
Silva erreichte die Halle. Ein Windstoß fuhr hinein, trieb Staub wie eine lange Fahne hoch und wühlte auch in ihrem blonden Haar, so

daß es flatterte.
Sie betrat die Treppe, wo sie einen Augenblick stehenblieb. Und zwar noch im Schatten, denn das Mondlicht fiel nur auf den Hof, es streifte den Eingang nicht.
Noch hatte man sie nicht entdeckt. Aber Lupina war da. Sie stand mit Marcel und Jovanka zusammen und sprach heftig auf sie ein. Da die Unterhaltung im Flüsterton geführt wurde, konnte Silva nichts verstehen.
Aber ihre Wut steigerte sich. Und auch die Zweifel. Sie fragte sich, ob die Geschwister sich auch auf ihre Seite stellen würden, damit die Vaselys wieder komplett waren? Der Familiensinn sprach dafür, aber die alte Jurina hatte geweissagt, daß Lupina diese Familie als Königin der Wölfe anführen sollte. Die Werwölfe waren sowieso in alle Winde verstreut und unterrepräsentiert. Es wurde Zeit, daß sie sich zusammenschlossen. So dachte auch Silva, allerdings nicht unter der Führung von Lupina. Wenn, dann wollte sie, Silva, die Herrin sein, denn sie war etwas Besonderes. Sie war eine weiße Wölfin.
Ein besonders prächtiges Exemplar, wie es nur sehr, sehr selten vorkam.
Als weiße Wölfin, so dachte Silva, war sie dazu prädestiniert zu führen. Diese Annahme stärkte sie und gab ihr die Kraft, der Feindin entgegenzutreten.
Sie schritt die Stufen hinab.
Fast unbekleidet, stolz und mit hocherhobenem Kopf. Noch hatte man sie nicht entdeckt, aber ihre Schritte waren zu hören, und wie auf Kommando hin wandten die drei ihre Köpfe.
»Silva Vasely!« rief Lupina. »Endlich kommst du zu mir. Willst du mir nun deine Referenz erweisen?«
»Nein, Lupina. Ich bin die Stärkere.«
Da lachte die Königin der Werwölfe. »Hast du nicht gesehen, was ich mit dem Mann gemacht habe, den du mir geschickt hast, kleine Silva?«
»Es war kein Kunststück, ihn umzubringen.«
»Zumindest hielt er eine mit Silberkugeln geladene Waffe in der Hand«, bemerkte Lupina.
»Na und? Ich hätte sie ihm leicht entwunden. Aber mit mir wirst du nicht so leicht fertig.«
Lupina hatte sich nicht wieder verwandelt. Noch immer trug sie den Wolfskopf auf den Schultern. Sie bot ein häßliches Bild mit ihrem dunklen zottigen Fell. Ihre schrägen Augen glänzten wie zwei kalte Sterne in der Ewigkeit des Alls. Ohne Gefühl, ohne Erbarmen.
Diese Frau war eine Bestie.
Sie schaute ihre Gegnerin an.
Silva war stehengeblieben. Stolz, unangreifbar. Schlank und biegsam

die Figur, sie war das Sinnbild der Verführung schlechthin, eine brandgefährliche Mischung aus Sex und Bestie. Wehe dem Mann, der auf sie hereinfiel. Der Wind spielte mit ihrem Haar, wehte es zur Seite, wieder zurück und ließ die Spitzen den vollen Busen streicheln. Ungemein lang waren die Beine. Sie schienen nicht enden zu wollen, und als sie jetzt den Kopf in den Nacken legte, sah man das Spiel ihrer Muskeln unter der Haut.

Welch eine Frau – welch eine Bestie!

Sie badete sich im Mondlicht. Es fiel als heller Teppich auf sie. Sie hatte den Mund ebenso geöffnet wie die Augen, wollte das Licht trinken und seine Kraft in sich aufsaugen, damit sie ihr die nötige Stärke gab.

Lupina ließ sie in Ruhe. Sie hätte Silva jetzt angreifen können, das war unter ihrer Würde. Statt dessen wandte sie sich den beiden Geschwistern zu.

»Es wird Zeit!«

Jovanka und Marcel nickten. Sie faßten sich an den Händen, schauten ebenfalls hoch zum Mond, öffneten ihre Lippen, und noch bevor die Verwandlung begonnen hatte, drang bereits ein heulendes Klagen aus ihren Rachen.

Dann begann die Metamorphose des Schreckens. Bei beiden veränderte sich die Haut. Haare sprossen, wurden zu Fell. Die Gesichter verlängerten sich, aus den Mündern wurden Schnauzen mit gefährlichen Reißzähnen.

Jovanka heulte dabei und schrie. Noch hatte sie die Kräfte nicht unter Kontrolle, sie konnte sie nicht so steuern wie ihr Bruder, der sich bereits öfter verwandelt hatte.

Jovanka trampelte, taumelte und schrie. Sie wand sich am Boden, keuchte und jaulte. Ihre Kleidung riß, als würden unsichtbare Hände daran zerren. Sie bestand zum Schluß nur noch aus alten Fetzen, aber das war nicht wichtig.

Sie wollte nur zur Bestie werden.

Und sie wurde es.

Als sich Jovanka wieder auf die Füße stemmte, war sie eine perfekte Werwölfin.

Auch Silva hatte die Verwandlung mit angesehen. Sie nickte zufrieden, wobei sie noch ein leises Lachen ausstieß. Ihre Geschwister waren den gleichen Weg gegangen wie sie. Beide hatten ihr soeben den Beweis offen gelegt.

Jetzt wollte sie wissen, für wen sie sich entschieden hatten. Lupina oder sie?

»Ich freue mich, daß auch ihr endlich dazu gehört!« rief Silva. »Nun sind wir auch äußerlich eine Familie, aber ich möchte von euch wissen, auf wessen Seite ihr steht. Sagt es mir hier und sagt es mir ins

Gesicht!«

Die beiden schwiegen. Wohl fühlten sie sich nicht, das war deutlich zu merken.

»Los, raus mit der Sprache. Wem wollt ihr gehorchen?«

Jovanka übernahm das Wort, und sie sagte: »Ich habe Jurinas letzte Worte vernommen. Sie wollte, daß wir Vaselys uns wieder vereinigen, daß wir nicht mehr getrennt leben.«

»Das ist nun geschehen!« rief Silva dazwischen. »Es ist noch keine Antwort auf meine Frage.«

»Die alte Frau wollte auch, daß Lupina die Führung der Werwölfe übernimmt. Sie ist gekommen, sie ist die Königin.«

»Heißt es, daß ihr Lupinas Anordnungen und Befehlen gehorchen wollt?«

»Ja.«

Die Antwort hatte Silva doch einen leichten Schock versetzt, obwohl sie eigentlich damit gerechnet hatte. Aber es war etwas anderes, wenn man es ihr direkt ins Gesicht sagte.

»Und ich gebe dir einen guten Rat«, führte Marcel die Rede seiner Schwester fort. »Ordne dich ihr auch unter, Silva. Du kannst doch an die zweite Stelle treten!«

»Nein. Niemals!« schrie sie. »Nein und abermals nein! Ich führe, nicht sie!«

»Dann muß es zu einer Entscheidung kommen!« rief Lupina.

»Die kannst du haben. Unter der schwarzmagischen Kraft des Mondes wollen wir herausfinden, wer von uns beiden die bessere Führerin ist. Der Kampf muß bis zum bitteren Ende gehen. Es darf nur einen Sieger geben. Die eine muß die andere töten. Für zwei Königinnen ist kein Platz auf dieser Welt.«

»Ich bin ganz deiner Meinung, Silva. Und jetzt verwandle dich endlich!«

Silva nickte. Ihre blonden Haare flogen. Eine Windbö rauschte in den Burghof. Irgendwo am fernen Himmel war ein fahles Wetterleuchten zu sehen. Wahrscheinlich tobte sich weit über dem Meer ein Gewitter aus.

Silva fiel auf die Knie. Sie hob beide Arme, legte die Hände gegeneinander und flehte den Mond an. Sie sprach, doch niemand hörte, was sie sagte. Silva hielt Zwiesprache mit dem Erdtrabanten, der ihr soviel bedeutete.

Und auch sie verwandelte sich. Allerdings wurde ihre Haut nicht dunkler, sondern heller. Überall sproß das helle Fell. Auf dem Gesicht, am Rücken, vorn am Körper. Es bedeckte bald Arme und Beine, die Zehen und die Finger.

Das Gesicht, als Mensch mit einer sinnlichen Ausstrahlung versehen, veränderte sich ebenfalls.

Eine Schnauze wuchs.

Lang und spitz, mit Ober- und Unterkiefer, in denen die Reihen der scharfen Zähne wuchsen. Aus den Händen wurden Krallen, die Füße verwandelten sich zu Tatzen, und das Fell leuchtete wie frisch gefallener Schnee.

Das war die weiße Wölfin!

Sie warf ihren Kopf hin und her, heulte den Mond an, als bekäme sie von ihm allein eine Antwort auf ihre Fragen.

Lupina scheuchte die beiden Geschwister weg. Sie brauchte jetzt Platz, um kämpfen zu können, und sie wollte Silva keine Chance lassen.

Eine konnte nur am Leben bleiben. So wollte es das ungeschriebene Gesetz der Werwölfe.

»Bist du bereit?« rief Lupina.

»Ja!« Die Antwort war mehr ein Heulen, und doch für menschliche Ohren verständlich.

»Dann laß uns beginnen!« rief Lupina und setzte sich langsam in Bewegung.

Der Kampf fing an!

***

Davon ahnten Jane Collins und der Pfarrer George Frambon nichts, als sie durch die Dunkelheit fuhren. Zum Glück war der Pfarrer ortskundig, er kannte den Weg.

Jane saß neben ihm. Die Waffe, die silberne Axt, hatten sie auf den Rücksitz gelegt. Und die Detektivin umklammerte mit beiden Händen das Kreuz.

Immer öfter warf sie einen Blick aus dem Fenster und dann hoch zum Himmel.

»Was ist?« fragte der Pfarrer.

»Mir gefällt der Mond nicht.«

Da nickte der Geistliche. »Ja. Vollmond. Klar und scharf zu sehen. Das ist die Zeit der Bestien.«

»Genau.«

Dann schwiegen sie wieder. Jeder hing seinen Gedanken nach, obwohl sich beide um das gleiche Thema drehten. Konnten sie es schaffen, die Werwölfe zu vernichten? Reichten die silberne Axt und das Kreuz für eine Übermacht?

Jane wußte es nicht. Zudem dachte sie noch an John Sinclair, von dem sie ebenfalls keine Spur entdeckt hatte. Wo mochte er stecken?

Hatte er gegen die Bestien gekämpft oder war er nicht dazu gekommen?

Als sie die Baumgruppe passierten, wo noch der R 4 stand, löschte der Pfarrer die Scheinwerfer. »Ich möchte nicht, daß man unsere

Ankunft zu früh bemerkt.«

Damit war Jane einverstanden.

Sie fuhren noch etwa hundert Meter weiter, als der Pfarrer abbremste.

Der Wagen rollte aus.

»Den Rest des Weges werden wir leise und möglichst schleichend zurücklegen!« flüsterte er.

Damit sprach er Jane Collins aus dem Herzen.

Der Pfarrer steckte seinen Kopf noch einmal zurück in den Wagen und holte die Axt hervor. Er hielt sie hoch. Die Schneide wurde vom Mondstrahl getroffen und blitzte für einen winzigen Moment hell auf. Jane und dem Pfarrer kam es wie ein Zeichen vor.

»Wir werden siegen«, sagte der Geistliche mit fester Stimme. »Es darf nichts anderes geben. Das Böse kann nicht triumphieren.« Er schaute Jane dabei an und las in ihren Augen absolute Zustimmung.

Sie gingen.

Der Pfarrer machte den Anfang. Seine Schritte waren raumgreifend, und während er ein Bein vor das andere setzte, murmelte er Gebete. Die Axt hielt er in der rechten Hand. Jane erkannte, daß seine Fingerknöchel scharf und hart hervortraten. Das Gesicht des Pfarrers schien aus Stein zu sein. Kein Muskel regte sich darin. Die Lippen bildeten einen dünnen Strich.

Meter für Meter legten sie zurück. Niemand sprach ein Wort. Die beiden Menschen hingen allein ihren Gedanken nach.

Jane hoffte und zitterte, daß sie nicht zu spät kommen würden.

Sie hatten sich schon sehr beeilt. Es war auch keine Zeit mehr gewesen, die Nachbarn des Pfarrers oder andere Helfer zu alarmieren.

Es kam auf Minuten an.

Plötzlich blieb der Pfarrer stehen. Er wandte sich zu Jane um und raunte: »Hören Sie nichts?«

»Nein, nur den Wind.«

»Ich glaubte, Schreie gehört zu haben.«

»Gehen wir weiter.«

Nach etwa zehn Metern blieb der Pfarrer abermals stehen. Und jetzt vernahm es auch Jane Collins. Tierische Laute drangen an ihre Ohren. Kreischen und Fauchen. Wild, ungezügelt und unkontrolliert.

»Großer Gott, was ist das?« hauchte der Pfarrer.

»Die Wölfe!« wisperte Jane und spürte die Gänsehaut, die über ihren Rücken rann.

»Ja«, sagte der Pfarrer, »das sind sie.« Er griff nach Janes Arm.

»Kommen Sie, wir dürfen jetzt keine Zeit mehr verlieren.«

Die beiden beeilten sich, erreichten ihr Ziel und warfen sich zu Boden.

Sie hatten freie Sicht auf den Burghof, wo der helle Mond eine

gespenstische, gleichzeitig auch faszinierende Szene beleuchtete. Sie erlebten den Kampf zweier Bestien!

***

Beide waren sie vorsichtig und nicht ungestüm, wie man es eigentlich hätte erwarten können. Sie kannten sich gut und wußten genau, was sie voneinander zu halten hatten.

Vor allen Dingen machte Lupina nicht den Fehler, ihre Gegnerin zu unterschätzen. Sie hielt sich sogar noch stärker zurück als ihre Herausforderin.

Die Bestien umkreisten sich.

Nur ihr Hecheln und das Tappen der Füße auf der Erde war zu hören.

Marcel und seine Schwester schauten zu. Sie standen wie unter Strom, so sehr hielt sie die Spannung gepackt.

Wer würde siegen?

Da griff Silva ein. Sie sprang aus dem Stand und schlug mit den Pranken zu, um ihre Gegnerin hart zu treffen. Lupina wich geschickt aus, so daß dieser Angriff verpuffte.

Silva lachte. »Du bist ja schnell, Lupina. Gratuliere.«

»Für dich immer.«

Beide hatten sich für die gleiche Kampftechnik entschieden. Sie waren hoch aufgerichtet, standen auf ihren Füßen und hielten die Pranken angewinkelt.

Und dann stürmte Silva vor.

Diesmal wich Lupina nicht aus. Sie ließ ihre Feindin kommen und warf sich ihr sogar noch entgegen.

Beide Körper klatschten zusammen.

Die Zuschauer zuckten. Schaum bildete sich vor Marcels Schnauze, so erregt war er.

Seiner Schwester erging es nicht anders. Ihre Raubtieraugen schienen zu leuchten, unruhig scharrte sie mit den Füßen. Zu sehen war kaum etwas. Die beiden Wölfinnen hatten sich ineinander verkrallt, sie grunzten, keuchten und fauchten.

Noch hatte niemand von ihnen zugebissen. Sie hielten sich nur gegenseitig fest und versuchten, ihre Pranken in das Fell des Gegners zu schlagen.

Dann biß Silva.

Lupina fauchte wütend. Es war schon fast ein Kreischen. Silva hatte ihr ein Stück Fell weggerissen. Die Haare schimmerten zwischen ihren Zähnen.

Auch Lupina biß zu.

Und diesmal gab Silva nicht acht. Sie hatte wohl zu sehr an ihren ersten Erfolg gedacht, bis sie sah, daß sich das weiße Fell an der linken Seite rot färbte.

Werwolfblut pumpte aus der Wunde. Dieser Anblick machte Silva rasend. Sie setzte alle Kraft ein und schleuderte Lupina von sich, die zwar zu Boden fiel, sofort aber wieder aufstand und lachte.

»Das war erst der Anfang, Silva. Glaubst du immer noch, mich besiegen zu können?«

»Sei ruhig.«

»Ich gebe dir eine Chance, Silva. Unterwirf dich. Gehorche meinen Befehlen, und wir können den Streit vergessen. Gemeinsam werden wir stark sein.«

»Niemals!« keuchte Silva. »Nie werde ich dich als Königin anerkennen, Lupina!«

»Dann wirst du sterben!«

»Das wollen wir sehen!«

Die weiße Wölfin Silva stand nicht mehr aufrecht, sondern auf allen vieren. An ihrer rechten Flanke lief das Blut aus der Schulterwunde herab. Es hatte das Fell gerötet und durchnäßt. Die Wunde mußte schmerzen, doch die weiße Wölfin zeigte es nicht. Ihr Haß und ihr Siegeswillen waren einfach zu groß.

Sie wollte es Lupina zeigen und die Königin entthronen.

»Komm doch!« lockte Lupina, »komm her, du willst mich packen. Dann mach es.«

Diesmal war Silva vorsichtiger. Sie ließ sich nicht mehr provozieren. Die eine Wunde hatte ihr gereicht. Sehr genau hielt sie die Distanz ein. Ihre Blicke glitten dabei an Lupina vorbei und trafen die Geschwister.

Eigentlich standen Marcel und Jovanka günstig. Sie hielten sich in Lupinas Rücken auf und konnten die Königin der Wölfe angreifen, ohne daß sie etwas dagegen unternehmen würde.

Die Geschwister sahen die Blicke zwar, erkannten auch die Aufforderung, aber sie reagierten nicht. Sie stellten sich nicht auf die Seite ihrer Schwester.

Ungeduldig scharrte Silva mit den Vorderläufen. Das weiße Fell hatte sich gesträubt. Die Wölfin war hochgradig erregt. Sie hielt es auf ihrem Fleck auch nicht mehr aus, sondern bewegte sich langsam vor.

Lupina ließ sie kommen.

Da war sie eiskalt.

Dann, als sich die weiße Wölfin in der Bewegung befand, stieß sich Lupina ab. Es war ein wuchtiger Sprung, flach geführt, die Schnauze hatte sie aufgerissen, und sie wollte die Zähne in den Körper der weißen Wölfin hacken.

Silva wich aus.

Trotzdem prallte Lupina gegen sie.

Im nächsten Augenblick hatten sich die beiden Bestien ineinander verbissen. Sie wälzten sich auf dem Boden herum. Gras und Dreck

flogen hoch, auch Staubwolken vernebelten die Sicht, entzogen die Kämpfenden den Blicken der Zuschauer.

Für eine Weile war nur das Knurren, Jaulen, Heulen und ein menschlich klingendes Keuchen zu hören. Hin und wieder tauchte ein Körper aus der Wolke auf. Dann war er grau vom Schmutz und vom Dreck, der wie eine Schicht auf dem Fell lag.

Ein wilder, klagender Schrei erreichte die Ohren der Zuhörer.

Niemand wußte, wer ihn ausgestoßen hatte, im nächsten Augenblick sahen die Zuschauer klarer.

Die Gegnerinnen lösten sich wieder.

Beide taumelten sie, denn beide hatten sie etwas abbekommen.

Die weiße Wölfin zeigte ein Fell, das durch ihr Blut mit einem dunklen Muster versehen war. Sie hinkte auch, denn ein Biß hatte sie in den Hinterlauf getroffen.

Lupina ging es besser. Auch sie blutete am Nacken. An der Brust war ebenfalls das Fell abgerissen worden, so daß die dunkle Haut zu sehen war mit der Bißwunde, die wie ein Spalt klaffte. Doch Lupina ging normal. Ihre Läufe waren noch völlig in Ordnung, sie konnte sich nach wie vor schnell bewegen, während Silva ihre Schwierigkeiten damit hatte.

»Willst du aufgeben?« fragte Lupina.

»Nein!«

Als Jovanka und Marcel die Antwort hörten, erschraken beide. Ihnen war klar, daß Silva eine nächste Attacke kaum überstehen würde, dazu war sie nicht beweglich genug.

Abermals versuchte Marcel zu retten, was noch zu retten war.

»Hör auf, Silva. Beendet den sinnlosen Kampf!«

»Nein!« heulte die weiße Wölfin. »Es war abgemacht, daß eine von uns stirbt!«

Auch Lupina hatte die Worte vernommen. Sie leckte mit ihrer langen Zunge das Blut aus den Wunden weg und schüttelte sich.

Längst wirkte sie nicht mehr so kraftvoll wie zu Beginn. Die Königin hatte Federn lassen müssen.

»Weiter!« hetzte Silva. »Komm her!«

Lupina kam nicht.

Sie lauerte, denn sie wollte, daß Silva angriff. Und sie ging auch vor. Dabei zog sie ein Bein nach. Es war eine groteske Haltung, Silva konnte man als schwer behindert bezeichnen. Nie würde sie den Kampf zu ihren Gunsten entscheiden können.

Das war auch den beiden Geschwistern klar. Marcel versuchte es mit Gewalt. Drei lange Sprünge brachten ihn zu seiner Schwester. Er versuchte sie zu überreden, doch er erntete nur ein wildes Fauchen und eine noch wildere Drohung.

»Denk an unsere Großmutter!« schrie er. »Jurina hat es so gewollt.

Sie wollte Lupina als Königin, denn sie wußte von ihrer Stärke. Warum begreifst du das nicht?«

»Weil ich mich nicht unter die Fittiche einer anderen stelle«, erwiderte Silva.

»Vergiß deinen Stolz. Denk an die gemeinsame Zukunft!«

»Die gibt es nicht. Lupina ist meine Todfeindin. Sie muß sterben, sie muß es!«

Da war nichts zu machen.

Sterben oder untergehen, so lautete Silvas Devise. Lieber starb sie, als daß sie sich in die Knechtschaft einer Königin wie Lupina begab.

Marcel zog sich zurück.

Er ging langsamer und Silva folgte ihm. So gelangte sie näher an Lupina heran. Sie wollte es jetzt wagen, eine letzte Attacke mußte zum Erfolg führen.

Noch einmal sammelte sie ihre Kräfte, unterdrückte die Schmerzen, richtete sich hoch auf und sprang an ihrem Bruder vorbei auf Lupina zu.

Die Königin der Wölfe hatte aufgepaßt. Sie sah die zu allem entschlossene Gegnerin, das geöffnete Maul, und sie dachte gar nicht daran, auszuweichen.

Auch sie schnellte in die Höhe, und so prallten beide klatschend zusammen.

Jeder wollte beißen, jeder verfehlte den anderen. Zähne klackten aufeinander, ein schauriges Fauchen drang aus den vorgezogenen Schnauzen der Wölfinnen. Sie rissen ihre Köpfe hoch und fanden abermals ihre Ziele. Die Schnauzen wühlten sich in das Fell der jeweiligen Gegner, suchten nach schwachen Punkten. Beide Wölfe schrien, heulten und fauchten, schlugen sich mit ihren Pranken und suchten nach einem schwachen Punkt beim Gegner.

Über die Lichtung schallte das Schreien, Kreischen und Jaulen, während der runde Vollmond sein geisterhaft fahles Licht ausstrahlte und es über die beiden Wölfinnen ergoß. Er gab den beiden Bestien immer wieder neue Kraft, die sie unbedingt brauchten, um weiterkämpfen zu können.

Die Wölfinnen waren von einer erschreckenden Wildheit. Auch Silva merkte man nicht an, daß sie schwerer verletzt war als ihre Gegnerin. Sie hatte noch einmal sämtliche Kräfte mobilisiert. Ihr blutbesudelter Körper zuckte und drehte sich. Immer wieder wuchtete sie gegen Lupina, wobei ihre Zähne ein Ziel suchten. Wenn es ihr gelang, Lupina mit einem Biß den Hals aufzureißen, war sie die Siegerin.

Die Königin der Wölfe konnte kämpfen. Sie wich geschickt aus, blockte die Bisse der anderen ab und gab sich dabei kaum eine Blöße.

Silva wurde immer ungestümer. Sie ließ sogar von Lupina ab, um sie im nächsten Augenblick wieder anzuspringen.

Dabei dachte sie nicht mehr an ihr verletztes Bein und kam schlecht vom Boden weg. Der Sprung wurde einfach zu flach, und so bot sich Lupina die große Chance, die sie eiskalt ausnützte.

Was hatte Silva gefordert?

Der Kampf sollte bis zum bitteren Ende durchgeführt werden.

Und das sollte sie haben.

Jovanka schrie unwillkürlich auf, denn sie ahnte was kam. Ihr Bruder hatte sein Maul weit aufgerissen, ein verzweifeltes Stöhnen drang daraus hervor.

Lupina ließ sich die Chance nicht entgehen. Durch den zu flachen Sprung ihrer Rivalin lag deren Nacken ungeschützt vor ihr. Schnell wie ein Pfeil griff sie an.

So weit es ging hatte sie ihr Maul aufgerissen. Ein wildes Fauchen drang daraus hervor.

Und dann biß sie zu.

Sämtliche Zähne gruben sich in das Fell der weißen Wölfin, bissen durch und trafen die empfindlichen Stellen.

Plötzlich sackte Silva zusammen. Sie selbst hatte ihr Maul ebenfalls aufgerissen. Ein klagender, fast menschlich zu nennender Schrei drang daraus hervor.

Die beiden Geschwister konnten sie direkt anschauen, und sie sahen die Augen, in denen sich plötzlich die Angst und das Entsetzen widerspiegelten, bis sie schließlich brachen und Silva blutüberströmt am Boden lag.

Ein letztes Mal zuckte ihr Körper noch, Reflexe irgendwelcher Muskeln, dann war die weiße Wölfin tot.

Schweigen breitete sich aus.

Lupina, die Königin der Wölfe, hatte auch diesmal bewiesen, daß sie den Titel zu recht führte. Sie hatte ihre Todfeindin besiegt. Lupina senkte den Kopf und schaute auf die tote Wölfin hinab. Dann schüttelte sie sich, öffnete noch einmal ihr Maul, und Siegesgeheul drang daraus hervor. Beide Vorderläufe legte sie auf den Körper der Toten, während sie den Kopf drehte und zum Mond hochschaute, dem sie das Geheul entgegenschleuderte.

Sie hatte gewonnen!

So mußte es sein.

Auch Lupina blutete. Aber ihre Wunden waren längst nicht so stark, als daß sie sich jetzt ausruhen müßte. Nein, sie war richtig in Fahrt gekommen. Der Kampf mit Silva war für sie nur der Auftakt gewesen, andere würden folgen.

Lupina verließ ihren Platz und kümmerte sich nicht mehr um die Besiegte. Sie ging zu den beiden Vaselys. Vor ihnen blieb sie stehen.

»Was ist?« fragte sie. »Steht ihr auch auf ihrer Seite?« Menschliche Laute aus dem Maul der Bestie zu hören, war mehr als seltsam.

»Nein, sonst hätten wir geholfen«, erwiderte Marcel. »Du bist unsere Königin, so schreibt es die Familientradition der Vaselys vor. Jurina hat es uns mit auf den Weg gegeben.«

»Ich freue mich, daß ihr euch daran haltet. Ein Anfang ist gemacht, doch der längste Weg liegt noch vor uns. Wir werden alle Gegner ausschalten, und mit dem schlimmsten fangen wir an. Mit John Sinclair. Wo befindet er sich?«

»Hier bin ich!« gellte meine Stimme.

***

Auch Jane Collins und der Pfarrer George Frambon hatten den Kampf beobachtet. Noch nie in ihrem Leben hatten sie so etwas gesehen und waren dementsprechend fasziniert und abgestoßen zur gleichen Zeit.

Sie lagen in Deckung eines Erdhügels dicht am Eingang zum Burghof. Jane hatte die Hände zu Fäusten geballt, aus der rechten schaute das Kreuz hervor.

Sie hielt mit keiner Wölfin. Am liebsten wäre es ihr, wenn sich beide gegenseitig töteten.

Der Pfarrer murmelte ununterbrochen vor sich hin. Jane konnte nicht verstehen, was er sagte, sie glaubte aber, daß es Gebete waren.

In der Rechten hielt er seine Axt mit der silbernen Schneide. Die Wangenmuskeln zuckten, die Augen leuchteten, denn sie waren weit aufgerissen.

»Mein Gott«, flüsterte er, als er den blutüberströmten Körper der weißen Wölfin sah. »Sie wird es nicht schaffen.«

Diesmal hörte Jane die Worte, doch sie reagierte nicht darauf. Sie beobachtete weiter.

Und auch die beiden anderen Bestien ließ sie nicht aus den Augen. Den Gesprächen hatte sie entnommen, daß es die Geschwister der weißen Wölfin waren.

Sie hatte also eine regelrechte Werwolf-Sippe vor sich.

Nur von John Sinclair sah sie nichts. Jane machte sich Sorgen. Wo steckte der Geisterjäger? Hielt man ihn irgendwo gefangen? Oder hatte man ihn schon getötet? Und was war mit Suko, dem Chinesen, geschehen? War er vielleicht auch schon ausgeschaltet worden?

Jane merkte, wie sie von einer wilden Wut überschwemmt wurde.

Sie wollte diese Bestien töten, beide Wölfinnen sollten mit der Weißen Magie des Kreuzes zerstört werden.

Ihre Gedanken wurden unterbrochen, denn die weiße Wölfin, schon angeschlagen, startete ihren letzten verzweifelten Angriff.

Und sie legte alles hinein, zu dem sie noch fähig war.

Trotzdem lief sie Lupina in die Falle.

Jane hatte Mühe, einen Schrei zu unterdrücken, als sie sah, wie die Königin der Wölfe zubiß. Ihre Zähne fanden genau die schwache Stelle

bei der Gegnerin.

Tot sank die weiße Wölfin zu Boden.

»Das war's dann wohl«, sagte der Pfarrer und atmete schwer.

Auch ihn hatte das Zuschauen erregt.

Jane nickte. Sie fragte: »Sollen wir jetzt eingreifen?«

»Nein, warten Sie. Ich will wissen, was die Siegerin jetzt vorhat.«

Zunächst heulte sie nur. Dieser klagende, schaurige und doch triumphierende Ton rief bei Jane Collins eine Gänsehaut hervor, und sie schüttelte sich.

Dann brach er ab.

Nur noch das Echo schwang zwischen den alten Mauern der unheimlichen Werwolfburg.

Jane und der Pfarrer vernahmen die nächsten Worte der Wölfin.

Beide bekamen mit, wie sie von ihrem Todfeind, John Sinclair, sprach. Zuletzt rief sie:

»Wo befindet er sich?«

»Hier bin ich!«

Nicht nur die Wölfe waren völlig überrascht, sondern auch die Detektivin.

Damit hätte sie nicht gerechnet, aber ein Lächeln huschte über ihre Lippen, als sie sich an den Pfarrer wandte und flüsterte: »Jetzt stehen unsere Chancen besser!«

***

Lupina hatte meine Antwort ebenfalls vernommen. Wie Jane Collins war auch sie überrascht worden. Doch für sie war es eine negative Überraschung geworden.

Sie zuckte zusammen, als hätte ihr jemand einen Peitschenschlag versetzt, dann drehte sie sich langsam in die Richtung, aus der die Stimme aufgeklungen war.

Suko und ich hatten unsere Plätze nicht verlassen. Noch immer standen wir im Schatten des Eingangs, und das änderte sich auch nach meiner Antwort nicht.

Wir konnten die Wölfe genau sehen. Besonders Lupina, denn auf die fiel das silbrig fahle Mondlicht und traf sie wie ein Schleier.

Deutlich waren die Wunden zu erkennen. Es gab in ihrem dichten Fell einige nasse Flecken.

Die Königin der Wölfe hatte etwas abbekommen, sie war geschwächt, und das war meine Chance.

Ich schaute zu Suko hin. Mein Partner stand ebenfalls auf dem Sprung.

»Jetzt hole ich sie mir!« versprach ich mit dumpfer Stimme.

»Sei vorsichtig, John. Ein angeschlagener Gegner ist oft gefährlicher als ein gesunder.«

»Ich weiß. Decke du mir nur den Rücken. Und achte vor allen Dingen auf die beiden anderen.«

»Geht klar.«

Ich schritt die Treppe hinunter. Bewaffnet nur mit meinem silbernen Dolch und einem Stab, der elektrisch aufgeladen war. Konnte ich damit gewinnen?

Die zweifelnden Gedanken wischte ich weg. So sollte man nicht in einen Kampf gehen.

Als ich einen Blick nach links warf, wo die beiden anderen Werwölfe standen, zuckte ich zusammen.

Der Platz war leer.

Das Geschwisterpaar hatte es vorgezogen, das Weite zu suchen.

Nur gut, daß Suko mir den Rücken deckte, denn die beiden wollte ich nicht gern hinter mir haben.

Zwei Gestalten lagen auf dem Hof. Die weiße Wölfin, die sich nicht mehr rührte und ein Mann. Das mußte Paretti, der Dealer, sein, von dem auch Foucert gesprochen hatte.

Hochaufgerichtet schritt ich der Königin entgegen. Sie rührte sich nicht, stand neben der Leiche der Besiegten und hatte ihr Maul weit aufgerissen.

Erinnerungen überkamen mich. Erinnerungen an eine Zeit, wo ich selbst ein Werwolf gewesen war. Wo ich gehandelt und gefühlt hatte wie diese Bestien und wo ich mich in Lupina verliebt hatte.

Ja, sie war für mich das erstrebenswerteste Ziel gewesen. Damals hatte ich nur sie gesehen.

Ich war gerettet worden, und abermals standen wir uns gegenüber. Diesmal als Todfeinde.

Lupina gab sich so locker, weil sie genau wußte, daß ich mein Kreuz nicht bei mir trug. Sonst hätte sie aller Wahrscheinlichkeit nach die Flucht ergriffen, denn vor dem Kruzifix hatte sie eine nahezu panische Angst, wie ich zuletzt im Schwimmbad selbst erlebt hatte. Wenn sie es berührte, war es um sie geschehen.

Fünf Schritte vor ihr blieb ich stehen. Wir starrten uns an. Wahrscheinlich dachten wir beide an die Vergangenheit, und wenn ich in Betracht zog, daß ich mich in diese Bestie einmal verliebt hatte, wurde mir jetzt noch schummrig.

Lupina senkte den Blick und schaute auf den Stab in meiner rechten Hand. »Willst du mich damit besiegen, John Sinclair?«

»Nein.«

»Dann wirf ihn doch weg!«

Das tat ich, und Lupina stieß einen überraschten Laut aus. »Jetzt bist du waffenlos«, sagte sie.

»Fast«, erwiderte ich, griff unter mein Jackett und holte den geweihten Silberdolch hervor. »Den hast du übersehen, Lupina!«

Sie zeigte sich irritiert. Ihr Blick irrte für einen Moment zur Seite, weil sie ihre Helfer suchte, und ich ahnte, welche Gedanken in ihrem Hirn abliefen.

»Ja, Marcel Vasely hat meine Beretta. Ich weiß nur nicht, ob er auch als Werwolf damit umgehen kann.« Zuletzt hatte meine Stimme einen spöttischen Unterton bekommen.

»Du gibst dich sehr siegessicher«, erklärte Lupina.

»Das bin ich auch.«

Sie lachte. »Glaube nur nicht, daß du schon gewonnen hast, nur weil du mich als geschwächt einschätzt. Aus dem letzten Kampf bin ich sogar gestärkt hervorgegangen. Ich habe es ja laut und deutlich gesagt, ich werde dich töten, Geisterjäger.«

»Dann komm!« lockte ich sie und packte den geweihten Silberdolch fester. Schleudern wollte ich ihn nicht. Mir war Lupinas Reaktionsschnelligkeit bekannt. Sie hätte dem Wurfgeschoß zu leicht ausweichen können, das wollte ich auf keinen Fall.

Sie kam tatsächlich.

Einen Schritt, dann den nächsten.

Da hörte ich Sukos Warnschrei. »Vorsicht, John, hinter dir!«

***

Der Chinese war an der Treppe stehengeblieben und hatte sich sogar noch mehr zurückgezogen, weil er so von der Dunkelheit besser geschützt wurde.

Auch ihm war aufgefallen, daß sich die beiden Geschwister aus dem Staub gemacht hatten. Sie mußten in einem Teil des Hofes stecken, der nicht einsehbar war.

Das paßte Suko nicht.

Er beobachtete mich. Allerdings nur auf den ersten Metern, dann glitt sein Blick wieder ab. Links hatten die übrigen Werwölfe gestanden, dort mußten sie noch lauern.

Der Chinese glaubte auch, eine Bewegung auszumachen, war jedoch nicht sicher.

Er stand wie ein Denkmal. Seine Augen brannten vom langen Starren in die Dunkelheit.

Ja, da war jemand.

Ein Schatten, der sich schemenhaft von der Dunkelheit abhob, näherte sich den beiden ungleichen Gegnern. Dieser Schatten bewegte sich lautlos, und Suko glaubte seinen Augen nicht zu trauen. Das war kein Wolf mehr, sondern ein Mensch!

Tatsächlich, er hatte sich nicht getäuscht. Für einen Moment war Suko irritiert. Mit einem erneuten Gegner hätte er nicht gerechnet, bis ihm einfiel, daß es auch ein Zurückverwandelter gewesen sein könnte.

Der Mann hielt etwas in der Hand.

Jetzt blieb er stehen, hob beide Arme, stützte den rechten mit dem linken ab, so daß Suko den Gegenstand erkennen konnte.
Eine Waffe!
Und die Mündung war auf John Sinclairs Rücken gerichtet, der voll im Mondlicht stand.
Da schrie Suko die Warnung.
Im gleichen Augenblick drückte der andere ab!

***

Am Klang erkannte ich die Beretta. Doch da befand ich mich bereits in der Luft und hechtete zu Boden. Ich rechnete mit einem Einschlag und spürte, wie etwas über meinen Nacken strich. Genau dort, wo der Hemdkragen aufhörte.
Es brannte feurig. Ich merkte, daß Blut aus der Wunde quoll und vom Hemdkragen aufgesaugt wurde. Dann prallte ich zu Boden rollte mich jedoch über die Schulter ab, so daß ich nicht die Übersicht verlor.
Ein zweiter Schuß peitschte.
Das war mein Glück.
Lupina hatte sich auf mich stürzen wollen. Durch die zweite Silberkugel allerdings war sie zurückgehalten worden, denn das Geschoß pfiff nur haarscharf an ihrer Brust vorbei, und dicht neben meiner Schulter stieß es in den Boden.
Ich wälzte mich herum.
Für einen Moment hatte ich freie Sicht und glaubte Suko zu erkennen, der mit einem Mann, wahrscheinlich dem Schützen, rang.
Ich konzentrierte mich wieder auf Lupina.
Sie war zur Seite gezuckt und stand gebückt da, als würde sie die dritte Kugel erwarten.
Als dies nicht eintrat, wandte sie sich wieder um.
Ich kam soeben hoch. Stoßbereit hielt ich den Dolch und sprang auf die Königin der Wölfe zu.
Da vernahm ich die Schreie.
Für den Bruchteil einer Sekunde wurde ich abgelenkt, schaute an Lupinas Schulter vorbei und erkannte zwei Gestalten, die sich aus der Deckung der im Hof stehenden Wagen lösten. Blondes Haar flatterte. Die eine war Jane Collins, den Mann kannte ich nicht, aber er schwang etwas über den Kopf, das aussah wie eine Axt.
Dann prallte ich mit Lupina zusammen…

***

Suko hatte nichts mehr auf seinem Platz gehalten. Ob John getroffen worden war, wußte er nicht, und er konnte auch den zweiten Schuß nicht verhindern, doch zu einem dritten ließ er den Kerl nicht mehr kommen.

Ein Faustschlag riß den Schützen von den Beinen. Der fiel hin und gurgelte auf.

Suko hechtete auf ihn zu, kassierte einen Tritt und kam aus dem Rhythmus. Dem anderen gelang es deshalb, auf die Füße zu kommen. Und er verwandelte sich. Noch in der Bewegung wurde er wieder zum Werwolf.

Suko hieb ihm die Faust unter die Achselhöhle. Der rechte Arm des Kerls flog hoch, wie von selbst rutschte ihm die Beretta mit den Silberkugeln aus den Fingern.

Suko trat sie weg, hechtete selbst hinterher, bekam sie zu fassen und rollte sich auf den Rücken.

Der Werwolf stieß ein schauriges Gebrüll aus. Und er stürzte sich auf Suko. Sein Maul hatte er aufgerissen, die Reißzähne waren gefletscht, dem Chinesen blieb nur noch eine Möglichkeit.

Er schoß.

Zweimal drückte er ab. Und beide Silberkugeln drangen in die breite Brust der Bestie.

Die Aufschläge stießen ihn zurück. Hoch warf er seine Arme. Er schleuderte seinen Körper herum und riß den Kopf in den Nacken, während aus seinem Maul ein schauriges Heulen drang, das mit dem Wind fortgetragen wurde.

Dann brach er in die Knie. Dicht vor Suko kam er auf. Halb Mensch, halb Bestie. Der Körper der eines Menschen, der Kopf der einer Bestie.

Der Chinese stand auf.

Er wußte, daß er keine dritte Kugel mehr benötigte. Marcel Vasely existierte als Werwolf nicht mehr. Er war tot. Sein Fell löste sich vom Körper. Es verschwand einfach, als würde der Wind darüber hinwegblasen.

Zurück blieb ein normaler Mensch.

Eine Pause durfte Suko sich nicht gönnen, denn noch gab es Lupina und das Werwolfmädchen.

Als Suko sich drehte, hörte er schon die Schreie.

***

Ich hatte der Werwölfin den Dolch mitten in die Brust stoßen wollen, doch durch die Ablenkung war ich etwas aus dem Konzept geraten. Lupina konnte ausweichen und gleichzeitig zuschlagen.

Der Prankenhieb traf mich zwischen Oberarm und Ellbogen. Er fetzte mir dort die Kleidung auf, und eine dicke Schramme grub sich in meine Haut.

Ich wurde herumgewirbelt, stolperte über einen kleinen Erdhügel, blieb jedoch auf den Füßen und hielt auch den geweihten Silberdolch fest.

Ich wartete auf Lupinas Attacke. Die kam nicht, denn die Königin der

Wölfe war ebenfalls abgelenkt worden.
Sie sah den Mann und die Frau.
Der Mann wandte sich nach rechts, er rannte dorthin, wo soeben Jovanka erschien, aber die Frau, Jane Collins, hielt direkt auf Lupina zu.
Beide sahen wir, daß sie etwas in der rechten Hand hielt. Ein Gegenstand, der im Mondlicht aufblitzte und mir wie ein Fanal der Hoffnung vorkam.
Das Kreuz!
Jane hatte es gefunden. Mich interessierten nicht die Gründe.
Wichtig war nur, daß sie es besaß.
»Jane!« brüllte ich. »Wirf es her!«
Die Detektivin reagierte automatisch. Sie schleuderte das Kreuz aus vollem Lauf. Es beschrieb einen hohen Bogen, einen zu hohen.
Ich schnellte dem Kruzifix zwar entgegen, aber ich bekam es nicht mehr zu fassen.
Jane hatte es zu weit geworfen.
Meine Hände griffen ins Leere, und ein paar Yards hinter mir fiel das Kreuz zu Boden. Bis ich mich gedreht und es aufgehoben hatte, verging Zeit.
Eine Spanne, die die Werwölfin nutzte.
Lupina sah, daß ihre Felle davonschwammen. Ausgelöst durch ein wichtiges Ereignis, das sie mit einem Auge sah.
Der Pfarrer war Jovanka entgegengerannt. Er lief in langen Sätzen und hielt dabei die Axt hocherhoben. Auch ihre Schneide glänzte hell und silbern im Licht des Mondes, es war wie ein Blitzstrahl, der das Ende der Werwolf – Sippe einläutete.
Jovanka rannte auf den Pfarrer zu. Warum sie das tat, wußte keiner, vielleicht überschätzte sie auch ihre Kräfte oder dachte an ihre von dem Pfarrer getötete Großmutter Jurina. Auf jeden Fall wollte sie ein Opfer.
Eiskalt wartete der Pfarrer ab.
Und dann, als Jovanka genau in der richtigen Entfernung stand, da schlug er zu.
Die silberne Schneide pfiff schräg von oben nach unten durch die Luft, und sie traf genau.
Plötzlich löste sich der Kopf der Bestie vom Rumpf. Die Beine liefen noch in einem letzten Muskelzucken weiter, während der Werwolfkopf in der Luft stehenzubleiben schien.
Dann sackte er weg und schlug mit einem dumpfen Laut zu Boden. Der Pfarrer aber ließ den Arm mit der Axt sinken und starrte auf den Torso.
»Die letzte!« flüsterte er, »die letzte aus der Sippe der Vaselys.«
Dann schlug er das Kreuzzeichen.

Jane und ich hatten den Vorgang genau mitbekommen. Ich hielt bereits mein Kreuz fest und hatte auch den Dolch. Jetzt würde es Lupina verdammt schwerhaben.

Doch sie hatte die Zeit genutzt.

Wie ein Schatten war sie verschwunden. Als ich mich umschaute, sah ich nichts mehr von ihr.

»Wo ist sie?«

Die Frage galt Jane Collins. Die Detektivin deutete zu den Wagen.

»Vielleicht da irgendwo.«

Ich lief hin.

Auch Suko kam, und Jane gesellte sich ebenfalls zu uns. Nur der Geistliche kniete am Boden und betete.

Wir durchsuchten die Wagen.

Jeden nahmen wir uns gründlich vor. Nur Raubtiergestank drang uns entgegen.

Von Lupina keine Spur.

»Die kann sich doch nicht in Luft aufgelöst haben«, schimpfte Jane Collins.

Ich grinste. »Bisher konnte sie das nicht. Aber man weiß bei denen ja nie so recht.«

Dann standen wir wieder auf dem Hof und schauten uns dumm an. Lupina war entwischt. Jedenfalls schien es so.

»Hat denn niemand gesehen, wo sie hingelaufen ist?« fragte ich.

Der Pfarrer hatte meine Frage gehört. »Ja, ich sah sie rennen, glaube ich.«

Wir waren wie elektrisiert. »Und wo?«

»In die Burg.«

Zu dritt jagten wir los. Suko und ich erreichten die Halle als erste.

Dort taumelte uns Roland Foucert entgegen. Noch ziemlich wacklig auf den Beinen und mit glasigem Blick. Ich wies Jane an, sich um ihn später zu kümmern und nahm mir den Rektor dann vor: »Wo steckt Lupina?« fauchte ich.

Er deutete nach hinten.

Wir ließen den Mann stehen und rannten. Suko machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er seinen Stab nicht eingesetzt hatte. Damit konnte er die Zeit anhalten und hätte eine Flucht der Werwölfin verhindert.

Nicht einmal Spuren sahen wir von ihr. Sicherlich kannte sie die Burg wie ich meine Wohnung. In einem verlassenen Teil stießen wir dann auf einen Geheimgang. Er befand sich in einer Nische.

Ich leuchtete mit der Bleistiftlampe.

Wie zum Hohn sahen wir die Fußspuren im dichten Staub. Jetzt wußten wir, wo Lupina verschwunden war.

Ohne zu zögern drangen wir in den Gang ein.

Nach zehn Schritten – wir mußten gebückt gehen, weil die Decke niedrig war – hörten wir das Donnern. Ich kannte das Geräusch. Es entsteht, wenn ein Gang einstürzt.

Wir liefen zurück. Kaum hatten wir uns in Sicherheit gebracht, als eine Staubwolke aus der Öffnung quoll. Ein letztes Zeichen von Lupina.

Sie war uns endgültig entwischt.

»Die ist doch schlauer als ich dachte«, sagte ich und machte meinem Ärger danach durch einen saftigen Fluch Luft.

»Jedenfalls haben wir die Werwolf-Sippe erledigt. Die Vaselys gibt es nicht mehr.« Suko sah die Sache etwas optimistischer, und damit hatte er recht.

***

Marcel und Jovanka waren wieder normal geworden. Ihre Leichen wurden vom Mondlicht angestrahlt und lagen auf dem Burghof.

Das Mädchen bot einen schrecklichen Anblick. Wie auch die weiße Wölfin.

»Ich bete für sie«, sagte der Pfarrer.

Suko holte Al Astor. Auf ihn und auf den verbrecherischen Roland Foucert warteten schwere Strafen. Die Verteilung von Rauschgift ist kein Kavaliersdelikt. Und Paretti hatte seinen schmutzigen Job mit dem Leben bezahlt.

Als ich das Kreuz an mich nahm, ging es mir wieder besser. Daß ich es bald wieder gebrauchen würde, war mir längst klar, denn der nächste Fall wartete bereits.

Es war die Sache mit dem unheimlichen Totengräber…

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 12 »Lebendig begraben«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 131 »Königin der Wölfe«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 173 »Die Werwolf-Sippe«